

Wochenblatt für Wilsdruff

Charandt, Nossen, Siebenlehn und die Umgegenden.

Erscheint
wöchentlich dreimal u. zwar Dienstags, Donnerstag und Sonnabends.
Bezugspreis vierteljährlich 1 Mk. 30 Pf.,
durch die Post bezogen 1 Mk. 55 Pf.
Einzeln Nummern 10 Pf.

Inserate
werden Montags, Mittwochs und
Freitags bis spätestens Mittags
12 Uhr angenommen.
Inserationspreis 10 Pf. pro dreizehnpaltene Corpuzelle.

Amtsblatt

für die Kgl. Amtshauptmannschaft Meißen, für das Kgl. Amtsgericht und den Stadtrath zu Wilsdruff,
sowie für das Kgl. Forstrentamt zu Charandt.

Druck und Verlag von Martin Berger in Juma H. A. Berger in Wilsdruff. — Verantwortlich für die Redaktion Martin Berger daselbst.

No. 72.

Donnerstag, den 20. Juni

1895.

Dienstag, den 25. Juni d. J. 10 Uhr Vormittags

gelangt in dem Böttner'schen Grundstücke hier selbst, am Grändchenwege Nr. 149, verschiedenes Mobiliar, 1 Uniform u. a. m. zur öffentlichen Versteigerung.
Schr. Busch, Ger.-Vollz.

Generalversammlung

des Krankenkassenverbandes im Amtsgerichtsbezirke Wilsdruff.

Zu der am

Sonnabend, den 29. dieses Monats, Nachmittags 4 Uhr

im Hotel zum weißen Adler hier statt habenden

Generalversammlung

des Krankenkassenverbandes im Amtsgerichtsbezirke Wilsdruff werden die Herren Ausschussmitglieder ergebenst eingeladen.

Tagesordnung:

1. Beschlussfassung über Abnahme der 1894er Verbandsrechnungen;
 2. Allgemeine Verbandsangelegenheiten.
- Wilsdruff, am 19. Juni 1895.

Der Vorstand des Krankenkassenverbandes im Amtsgerichtsbezirke Wilsdruff.
Ficker, Bgmstr., Vors.

Grasversteigerung.

Die diesjährige Grodnutzung von den Wiesen des Spechtshausener, Naundorfer und Grillenburg'schen Forstreviers soll

Mittwoch, den 26. Juni 1895, von vormittags 9 Uhr an

im Gasthose zu Grillenburg in einzelnen Parzellen gegen sofortige Bezahlung versteigert werden.
Königliche Oberforstmeisterei Grillenburg und Königliches Forstrentamt Charandt,
am 17. Juni 1895.

Wolfframm.

J. B. Flemming.

Anmerkung: Hierbei wolle die auf Spechtshausener Revier eingetretene neue Flächenintheilung gefälligst beachtet werden.

Kirschen-Verpachtung.

Die diesjährige Kirschenutzung der am Bahnhof Wilsdruff und der an der Haltestelle Keffelsdorf anstehenden Bäume soll verpachtet werden. Gebote hierauf sind bis
Sonnabend, den 22. d. M., bei unterzeichneter Dienststelle abzugeben.
Wilsdruff, am 18. Juni 1895.

Königliche Bahnverwaltung.

Bur Eröffnung des Nordostseekanals.

Wilsdruff, 19. Juni.

Heute, Mittwoch, wird der Kaiser mit den Bundesfürsten und dem Reichstage den Schlüssel zu der stolzen Wasserstraße legen, die im deutschen Gebiete die deutsche Meere verbindet. Die internationale Bedeutung des Nordostseekanals machen Schiffe anderer Nationen kennlich, indem sie die Vorkommen auf der Eröffnungsfahrt begleiten und an einem von seltenem Glanze umgebenen Feste theilnehmen. Die Fremden, in die Heimath zurückgekehrt, werden Zeugniß ablegen von deutscher That- und Geisteskraft, die sich ein mächtiges Werkzeug geschaffen zum Schutze gegen den kistenbedrohenden Feind und zur Förderung des friedlichen Verkehrs. Für uns Deutsche erschöpft sich der unermessliche Werth des schönen Gelingens aber nicht in dem militärischen und wirtschaftlichen Nutzen des neuen Weges, uns beherrscht die Genugthuung darüber, daß 25 Jahre — eine kurze Spanne Zeit — nach der Einigung Deutschlands vollendet werden konnte, was in diesem Umfange vier Jahrhunderte vergeblich angestrebt worden war, vergeblich, obwoh! Deutschland Menschenalter hindurch in der Hanse eine weithin herrschende wirtschaftliche Macht besessen hatte. Der unübertroffenen Tüchtigkeit und dem Wagemuth der seefahrenden Kaufleute fehlte die Stütze einer gesammelten nationalen Kraft; spätere Pläne, eine dauernde Verbindung zwischen Nordsee und Ostsee herzustellen, sahen sich von noch geringeren staatlichen Mitteln unterstützt oder bezweckten gar, wie der Cromwells, die Errichtung einer wirtschaftlichen Fremdherrschaft in unserem Küstengebiet, so daß ihr Fehlschlagen als ein Glück zu preisen ist. Daß der Nordostseekanal gebaut, von Deutschen zum Vortheile Deutschlands gebaut werden konnte, verdanken wir dem politischen Zusammenschluß. Mit der nationalen Sehnsucht nach Wiederherstellung eines deutschen Vaterlandes war der Drang nach Wiedergewinnung Schleswig-Holsteins untrennbar verschmolzen, der Einheitstraum machte das meerräumliche Land den Herzen des Volkes theuer, und die erste Einigungsthat der großen Verwirklicher Wilhelm I. und Bismarck war die Zurückverpachtung der die deutsche Meere trennenden Nordmark, des Schauplatzes der nun beendeten Arbeit. Als nach Erlangung dieses Besitzes das Andere gelhan, die Grenzen geschügt, die gemeinsamen deutschen Angelegenheiten gemeinsam geordnet waren, da war auch die Kraft und Sicherheit gewonnen,

das größte Werk zu beginnen und ungestört zu einem glücklichen Ende zu führen. Außerhalb des Nationalstaates hätten wir den Kanal nimmermehr entstehen sehen, das Reich ist der Baum, von dem diese goldene Frucht der Nation in den Schoß fällt. Dessen mögen diejenigen unter uns eingedenk sein, die sich noch der Erkenntniß des Segens der unter Führung eines kraftvollen Staates bestehenden Einheit verschließen, und die Anderen, welche dem Kleinmuth und Mißmuth bei sich Eingang verstaten, weil die frohen Jugenttage des Reiches einer Zeit erloschen und nicht immer freudigen Kampfes gewichen sind. Nichts vermag deutlicher die große Wandlung deutscher Dinge seit der Vereinigung der Stämme anzuzeigen, als die Vollendung des Nordostseekanals. Der Zugang zu dem baltischen Meere, den sich die Väter vor kaum mehr als 30 Jahren noch von einem kleinen Bolke erkauen mußten, er ist nicht nur frei, sondern, dank der gesammelten deutschen Kraft, von heute an für den deutschen Verkehr entbehrlich geworden. Aber wohl ist dieser Erfolg nicht ohne Hochsinn und Opferwilligkeit zu erreichen gewesen und auch dessen sollen wir uns und sollte sich bei seiner Konsole der Reichstag erinnern, der mit dem Kaiser und den Bundesfürsten sich in die Aufgabe theilt, dem deutschen Volke auch in der Zukunft Anlässe zur stolzen Freude an maderen Thaten zu bereiten.

Ueber die Vorbereitungen zu den Festtagen in Hamburg wird berichtet: Im Rathhausbau schreiten die Arbeiten zur Instandsetzung der Festräume rüstig vorwärts. Im großen Rathhaussaal sind Decke und Wände fertiggestellt. Die den späteren eichenen Plafond vorzulebende lackirte Deckenschalung ist in Farben reich decoriert und mit Wappen von etwa 16 alten Hauptstädten geschmückt. Fünf Kolossalgemälde von der Hand des Malers Rober in breiter Quirlandenumrahmung bedecken den oberen Theil der Wände. An der Längswand, den Fenstern gegenüber, prangt Alt-Hamburg mit seinen zahlreichen Thürmen. Zum Bau der künstlichen, auf Pfählen ruhenden Insel in der Alster mußte zum Theil eine ganz neue Technik gefunden werden, namentlich um aus Drahtgesteht, Leinwand, Gips und Cement die künstlichen und doch ungemein wirkenden Felsen der Uferböschung herzustellen. Die ganze Insel hat einen Flächeninhalt von 5500 Quadratmeter. Ihre Herstellung erfordert einen Kostenaufwand von etwa 1/2 Mill. Mark. Auf der Alsterpavillon zugekehrten Südseite der Insel erhebt

sich der etwas erhöht stehende Kaiserpavillon, von wo aus man einen herrlichen Ausblick auf die Lombardbrücke und die Außenalster hinüber hat. Rechts von diesem Pavillon erhebt sich das weitgedehnte Gastzelt, das mit weißem Segeltuch gedeckt wird und im Souterrain mächtige Kellereien birgt. An der Nordseite steigt jäh und trotzig aus wuchtigen Felsmassen der rothbraune, mittelalterliche Wartthurm hervor, der als Leuchthurm gedacht ist und auf seiner Plattform einen mächtigen elektrischen Scheinwerfer trägt. Ein zweiter kleiner Scheinwerfer ist neben dem Kaiserpavillon zum speziellen Gebrauch des Kaisers aufgestellt. Dazwischen erhebt sich der riesige Flaggenmast, an dessen Spitze am 19. Juni die kaiserliche Standarte flattern wird. Vor dem Pavillon ist eine riesige Blumenrabatte angelegt, die einen Kompaß mittelalterlichen Charakters darstellt. Aus allen Felsen und zwischen den Blumen knospen farbige Glühlämpchen hervor, die auch die Linien des Leuchthurmes getreulich nachzeichnen. Phantastisch geformte Bäume und riesige Waldfischrippen tragen die großen elektrischen Bogenlampen und es muß ein wundervoller Anblick sein, wenn, bald nachdem der Kaiser mit seinen Gästen die Insel betreten, all diese Farbenpracht und Lichtgluth im Dunkel der Nacht mit einem Schlage emporflammt. Dazu wird sich dann noch das Feuerwerk gesellen, das auf der Lombardbrücke und auf den zwei künstlichen Forts abgebrannt wird, welche die Insel an der Nordseite beherrschen. Die beiden Forts stellen die Leuchttürme von Holtenau und Cuxhaven dar, und das Feuerwerk soll in einer veritablen Eeschlocht gipfeln, die sich zwischen den Forts entspinnt und die durch einen mitten aus dem Wasser aufsteigenden Feuerregen beendet wird. Gleichzeitig ergießt sich von der Lombardbrücke in ihrer ganzen Breite ein feuriger Wasserfall, und sobald der Kaiser die Insel wieder verläßt, schwingt sich ein feuriges Band durch die Luft, das in Flammenschrift die Worte „Gadre wohl!“ zeigt. Von den zahllosen Schwänen, die das Alsterbassin bevölkern, hatte sich, gleich als die Insel in ihren ersten Anfängen aus dem Wasser stieg, ein Schwänenpärchen eingefunden, und das Weibchen begrüßte die kaum festgenagelten Bretter, indem es vertrauensvoll ein Ei darauf legte. Es sollte sich in seinem Vertrauen nicht getäuscht haben; die Arbeiter machten dem Pärchen dicht neben der für den Kaiser bestimmten Landungsbrücke ein trauliches Nest zurecht, dort legte das Schwänenweibchen alsdann noch ein zweites Ei, auf dem es

noch heute getreulich sitzt und brütet, ungestört durch das Hämmern und Pochen ringsumher.

Obwohl die verschiedenen Probefahrten durch den Nord-Ostsee-Kanal, insbesondere des großen Auswandererschiffes „Palatia“ mit dem Reichskanzler und verschiedenen anderen hohen Beamten an Bord, sehr günstige Ergebnisse geliefert haben, sind doch dabei mehrfache kleine Mängel und Unzulänglichkeiten festgestellt worden. Deren Beseitigung ist unverzüglich in Angriff genommen worden, und da sie verhältnismäßig geringfügig sind, steht mit Sicherheit zu erwarten, daß bis zur amtlichen Eröffnung des Kanals alles in bestem Stande sich befinden wird. Vor allem sollen die an manchen Stellen noch vorhandenen kleineren Untiefen, die die Steuerfähigkeit der „Palatia“ einigermaßen beeinträchtigt hatten, thunlichst beseitigt werden, damit fortan die Durchfahrt selbst der größten Schiffe flott von Statten gehen kann. — Der Schlußstein zum Nord-Ostsee-Kanal ist, der „N.-O.-Ztg.“ zufolge fertiggestellt und von Kiel mit frischem Grün betränkt nach Holtzenau geschafft worden. Der Schlußstein, aus sächsischem Sandstein angefertigt, ist 1,10 Meter lang, 0,95 Meter hoch und 0,70 Meter breit. Die Ausbuchtung wird, nachdem die Kassette mit der Schlußsteinlegungsurkunde u. dergleichen ist, mit einer Steinplatte verschlossen und das Ganze vermauert werden.

An der Kanalfestnahme nehmen 310 Mitglieder des Reichstags Theil. Die Sozialdemokraten bleiben der Feier fern. Vom Herrenhause nehmen 25, vom Abgeordnetenhaus 50 Herren Theil.

Die Großartigkeit des Baues des Nord-Ostsee-Kanals erfordert einige allgemeine Angaben über die Kanallinie selbst. Der Kanal geht von dem nahe der Ufermündung gelegenen Orte Brunsbüttel in nordöstlicher Richtung bis zu dem Orte Wennbüttel, von dort wendet sich die Linie etwas nach Süden bis zu dem jetzt beinahe zugeschütteten Neckelsee, biegt dann wieder nach Nordosten aus bis in die Gegend von Rendsburg und lenkt dann nach einigen Abweichungen in südöstlicher Richtung nach Holtzenau an der nördlichen Seite des Kieler Hafens. Die Gesamtlänge des Kanals beträgt 98,65 km, die Breite der Wasserlinie beträgt im Allgemeinen und auch in den tiefsten Einschnitten 67 m, die Sohle des Kanals hat eine Breite von durchschnittlich 22 m und die Wassertiefe stellt sich überall auf 9 m. Diese Verhältnisse ermöglichen Kriegs- und Handelsschiffe selbst bis zum Rauminhalte von 10.000 t die Durchfahrt, nur die allergrößten Dampfer der beiden deutsch-amerikanischen Schiffsahrtgesellschaften und der britischen transatlantischen Linien sind von dem Verleher ausgeschlossen. Zum Vergleiche sei hier angeführt, daß beim Suezkanal die Länge des Kanals 160 km, die Breite am Wasserpiegel durchschnittlich zwischen 58 und 100 m, die Breite an der Sohle 22 m und die Wassertiefe 8 m beträgt. In einigen Verhältnissen übertrifft daher der Nord-Ostsee-Kanal den Kanal von Suez. Gemeinsam ist beiden der Niveauunterschied von einem Meere zum andern, Schleusen zum Ueberwinden irgendwelcher Steigungen sind nicht vorhanden. Am den Nord-Ostsee-Kanal aber gegen die wechselnde Höhe der Wasserstände der Elbe und der Ostsee jederzeit abschließen zu können, sind bei Brunsbüttel und bei Holtzenau mächtige Schleusen erbaut. Die Brunsbütteler Schleuse ist während der Ebbe von dem Zeitpunkt an, wo die beiderseitigen Wasserstände ausgeglichen sind, bis zum Eintritt der Fluth offen, so daß die Schiffe während einer Zeit von 3 bis 4 Stunden frei ein- und ausgehen können. Bei eintretender Fluth müssen sie den Ausgleich des Wasserstandes in der Schleusenkammer abwarten. Noch günstiger gestalten sich die Verhältnisse bei Holtzenau; der Kieler Hafen hat, wenn nicht starker Sturm von Osten herrscht, nur geringe Schwankungen im Wasseriveau aufzuweisen, daher wird hier der Durchgang für die Schiffe im Allgemeinen glatt möglich sein; nur dann, wenn der Wasserstand des Kieler Hafens etwas mehr als einen halben Meter ansteigt oder fällt, müssen die Schleusenthore geschlossen werden. Die Sohle des Kanals liegt von Holtzenau bis Rendsburg horizontal, von Rendsburg an bis Brunsbüttel weist sie ein ganz geringes Gefälle auf. Die Breite des Kanals ist dort bemessen, daß auch die größeren Dampfer aneinander vorbeizufahren vermögen. Außerdem sind aber für das Vorüberpassiren der größten Kriegsschiffe durch sechs große Ausweichstellen, die etwa 12 km auseinanderliegen, Vorkehrungen getroffen.

Mit der Elbe ist der Kanal bei Rendsburg durch eine besondere Schleuse verbunden. Für die Ueberführung der vier Eisendämme, die den Kanal kreuzen, sind zwei Drehbrücken, die Jpsboe-Brücke und bei Neumünster-Rendsburg, und zwei Hochbrücken bei Grünenthal und Levensau erbaut. Diese letzteren beiden sind wegen ihrer Spannweite bemerkenswerth, sie überlegen den Kanal in einem Bogen und die lichte Durchfahrtsbreite beträgt 42 m, so daß auch die größten Schiffe mit ihren hohen Masten bequem durchfahren können. Für die verschiedenen Landwege sind 14 Fähren vorhanden. Dies einige Zahlen über die Richtung und die Verhältnisse der Kanallinie, deren Bedeutung und Werth für die Schifffahrt nun berührt sein möge. Es ist schon darauf hingewiesen, daß nicht nur die Abkürzung des Wasserweges, sondern namentlich auch die Gefährlichkeit der Passage um die jütische Halbinsel den Gedanken der Erbauung des Kanals entstehen ließen. Die Verkürzung des Seeweges von der Nordsee zur Ostsee und umgekehrt ist nach Fertigstellung des Kanals eine sehr erhebliche. Ein Blick auf die Karte zeigt dies und die angeführten Berechnungen erweisen, daß für die einzelnen Nordseehäfen bis zu einem Schnittpunkte der Fahrten von den verschiedenen Ostseehäfen, der etwa bei der Insel Rönne zwischen Schweden und Nügen angenommen wurde, die Abkürzung beträgt für Hamburg auf 424,8 Seemeilen, 44,9 Stunden Zeitgewinn, für Bremerhafen auf 322,8 Seemeilen 32,5 Stunden Zeitgewinn, für Emden auf 282,8 Seemeilen 27,7 Stunden Zeitgewinn, für Amsterdam und Rotterdam 236,8 Seemeilen 22,1 Stunden, für Dänkirchen und London 238,8 Seemeilen 22,3 Stunden Zeitgewinn, für Hull 180,8 Seemeilen 15,3 Stunden Zeitgewinn. Jeder, der einigermaßen mit dem Schiffsverkehr und Handel vertraut ist, weiß, was solche Zeitersparnisse zu bedeuten haben; werden doch die Betriebskosten wesentlich vermindert, besonders bei regelmäßig unternommenen öfteren Fahrten.

Ein weiterer wesentlicher Vortheil der Fahrt durch den Canal liegt aber in der größeren Sicherheit der Route. Der bisherige Weg um das berückichtigte Kap Skagen an Jütlands

Spitze brachte der Schifffahrt jedes Jahr schwere Verluste. Es sind in den Jahren 1858—1885 an der schwedischen und dänischen Küste 6316 Schiffe gestrandet, wovon 91 Dampfer und 2742 Segelschiffe total verloren gingen; jährlich verunglückten durchschnittlich 220 Fahrzeuge auf dem gefährlichen Wege durch den Sund und das Kattegat. Selbstverständlich ist daher die Versicherungsprämie eine ziemlich hohe, die sich bei der Fahrt durch den Kanal erheblich vermindern wird! auch fallen die Vooftengebühren im Sund weg! Der Verkehr zwischen den Ostseehäfen, den deutschen, holländischen, belgischen und englischen Nordseehäfen ist ein ungemein reger. So hat der bekannte Schifferhändler Sartori in Kiel ermittelt, daß der Verkehr der Ostseehäfen mit den für Benutzung des Kanals in Betracht kommenden Häfen der Nordsee (ausschließlich der nordenglischen und schottischen Plätze, für welche der Weg um Skagen nicht oder nur wenig verkürzt wird), ferner mit weiter gelegenen Plätzen des Atlantischen Ozeans und überseeischen Häfen sich in dem einen Monat Oktober 1892 auf 1488 Fahrzeuge mit einem Tonnengehalte von rund 1091000 Reg.-Tonnen bezifferte. Danach würden die Berechnungen der Regierungsvorlage, welche 1886 auf Grund der Zahlen des Jahrzehntes 1870—1880 den Nord-Ostsee-Kanal-Verkehr auf nur 5%, Millionen Tonnen anseht, weit überholt werden und die Berechnungen von Dahlström und Sartori, welche einen Kanalverkehr von 11,7 bzw. 12,9 Millionen Tonnen annehmen, weit eher zutreffen; es erklärt sich dies auch, wenn man erwägt, wie sehr der in Betracht kommende Schiffsverkehr seit den siebziger Jahren zugenommen hat; die Zunahme berechnet sich mindestens auf 2,6 Prozent jährlich. Nach einer anderen Berechnung betrug der Durchschnitt der Güterbewegung in den Jahren 1880—1882 rund 12 600 000 Tonnen, er steigerte sich in den Jahren 1887—1889 auf 16 500 000 Tonnen und würde demnach bei gleicher Steigerung, die jedenfalls erreicht worden ist, auf 18 500 000 Tonnen für 1895 anwachsen. Man wird demnach auch den Verkehr durch den Kanal um die Hälfte höher schätzen können als es 1880 geschah. Sartori behauptet auch, daß sich die Richtungen des Seeverkehrs in einer der dem Nord-Ostsee-Verkehr günstigen Weise verschoben haben. Und nicht wenig wird nach der Eröffnung des Kanals in Betracht kommen, daß die überseeischen Verbindungen der Ostseehäfen einen bedeutenden Aufschwung nehmen müssen, wenn die Abereien der Ostseehäfen den Vortheil schnell erapfeifen, der ihnen durch die Erschließung der kürzeren und sicheren Wasserstraße geboten ist.

Tagesgeschichte.

Berlin, 17. Juni. Der „Reichsanzeiger“ schreibt: Se. Maj. der Kaiser bewilligte aus dem Dispositionsfonds vom Bunde der evangelischen Kirche in Holtzenau ein Gnadengeschenk von 48000 Mark und genehmigte, daß die Kirche zur Erinnerung an die Vollendung des Nordostseekanals „Dankeskirche“ genannt wird.

Bekanntlich hat der Kaiser abgelehnt, eine Abordnung des Allgemeinen deutschen Handwerkerbundes zu empfangen, die ihm die Beschlüsse des achten deutschen Handwerkerkongresses zu überreichen beabsichtigte. Die „Allg. Handwerkerztg.“, das Organ des Handwerkerbundes, hatte diesen Entschluß des Kaisers auf einige seiner Räte zurückgeführt, von denen die Handwerkerbündler annehmen zu dürfen glaubten, daß sie ihren zünftlerischen Bestrebungen abgeneigt seien. Dazu bemerkt die „Nat.-Lib.-Korr.“: „Das Organ des Bundes, die „Allgem. Handwerkerzeitung“, führt diese Entschlieung auf Entschlüsse zurück, die der Handwerkerbewegung nicht geneigt seien; es liegt jedoch kein Anlaß vor, die Gründe für den abschlägigen Bescheid anderwärts als in dem Verlaufe des letzten Handwerkerkongresses zu suchen. Es wurde dort, und zwar nicht von Handwerkermeistern, die an öffentliches Auftreten nicht gewohnt sind, sondern von recht geschulten, zum Theil parlamentarisch geschulten Rednern eine Sprache geführt, wie sie zwar an sich nicht unerhört war, aber kaum jemals in einer Versammlung vernommen worden ist, die auf eine Huldsbezeugung des Monarchen reflektierte. Wir sehen ab von dem Tone, in dem die obligatorische Janung und der Befähigungsnachweis gefordert worden sind, und erinnern nur an die Art und Weise, wie sich der Handwerkerkongress über Genossenschaften, deren Förderung sich die Regierung des Kaisers und Königs angelegen sein läßt, in Rede und Beschluß ausgelassen hat. Der erste Satz aus der ersten der Resolutionen, die bei der Audienz überreicht werden sollten, lautet: „Der VIII. Allgemeine deutsche Handwerkerkongress verurtheilt die Konsumvereine als einen Uebergriff naechter Selbstsucht in die Existenz und das Recht des Nächsten; er sieht in ihnen den Keim zu völliger Zerstörung unserer gegenwärtigen Gesellschaftsordnung und Untergrabung der Monarchie infolge ihrer sozialistischen-kommunistischen Tendenz.“ Aus den Verhandlungen ging hervor, daß der Vorwurf naechter Selbstsucht nicht etwa nur gegen die Mitglieder von Genossenschaften, die den Bezug von Gegenständen des Lebensbedarfes vermitteln, sondern auch gegen die Begründer und Mitglieder von Konsumvereinen, die der Vervollkommnung und Verbilligung der gemeinlichen Produktion dienen, gerichtet werden sollte. Der Referent hatte die landwirthschaftlichen Konsumvereine, die ganz wesentlich und zumeist ausschließlich Einkaufsgenossenschaften zur Beschaffung des landwirthschaftlichen Bedarfs sind, ausdrücklich in die „verurtheilten“ Vereinigungen mit einbezogen und der durch einen Widerspruch aus seiner Mitte auf die Tragweite des Beschlusses aufmerksam gemachte Handwerkerkongress hat der Resolution nach Zurückweisung jenes Einwandes durch seinen Vorsitzenden zugestimmt. Der Referent, der Reichstagsabgeordnete Wegner, hatte seinen Vortrag nicht beendet, ohne diejenigen, die Konsumvereine gründen, mit der Bezeichnung „Räuberbande“ zu belegen. Vergewöhnlich man sich ein solches Verhalten und erwägt zugleich, daß dem Landtage ein von drei Ministern des Kaisers und Königs unterzeichneter Gesehentwurf vorliegt, der den ausgesprochenen Zweck verfolgt, die Gründung namentlich auch von Einkaufsgenossenschaften zu begünstigen, so begreift sich der dem Handwerkerbunde geordnete Bescheid ohne weiteres.“ Hierzu bemerkt die „Voss. Ztg.“: „Wir fühlen uns nicht berufen, für den Handwerkerbund eine Lanze zu brechen. Erwägt man aber, daß der Bund der Landwirthschaft eine viel schärfere Sprache über die Regierung und die Person des Kaisers geführt hat, als die Handwerkermeister und daß trotzdem für eine Abordnung der Landwirthschaftsbündler des Kaisers Thür offen stand, so ist die Entschlieung des Handwerkerbundes sehr wohl begreiflich.“ Berlin. Die Kaiserin hat, wie jetzt offiziell berichtet wird, zu ihrem tiefsten Bedauern wegen heftiger neuralgischer

Schmerzen die Reise nach Hamburg aufgeben müssen, sie hofft aber, sich noch zu den Festlichkeiten direkt nach Kiel begeben zu können. Von anderer Seite wird berichtet, daß in unserem Kaiserhause steht zu Ende dieses Jahres wieder ein freudiges Familienereigniß bevor. Uerzlicherseits ist der Kaiserin bereits jede anstrengende Körperbewegung, namentlich das Reisen untersagt.

Die diesjährige Generalversammlung des Coangelischen Bundes findet, wie nunmehr vom Centralvorstand endgültig beschlossen ist, vom 1. bis 3. Oktober in Zwickau statt.

Der Prozeß Mellage, welcher alle Welt beschäftigt, hat wieder einmal gezeigt, wie eine Klosteridylle sich im Lichte des Tages ausnimmt und wohin wir kommen würden, wenn die römische Kirche mit ihren Einrichtungen ganz ungestört vom Staate sich entfalten könnte. Die aller Beschreibung spottende Rohheit der frommen Alerianerbrüder erregt mit Grund allgemein Abscheu. Wer freilich weiß, wie grausam es oft in den klösterlichen Liebesrätten zugeht, wird dazu leicht Parallelen finden können. Am meisten muß es aber doch befremden, daß in einem so gut organisierten Staate wie Preußen sich dergleichen abspielen konnte, ohne daß die Behörden darum wußten. Allerdings ist auch dies Räthsel leicht zu lösen. Wenn in Berlin die ultramontanen Ansprüche in der entgegenkommendsten Weise behandelt werden, dann kann man sich nicht wundern, daß die Behörden in der Provinz gegen Vertreter und Einrichtungen der römischen Kirche eine schier unbegrenzte Rücksicht üben. Vielleicht wird die bevorstehende Erörterung im Abgeordnetenhaus über den „Fall Mellage“ noch interessantes Material zu Tage fördern. Die ultramontane Partei und Presse aber mühen sich vergeblich ab, die Alerianerbrüder rein zu waschen und das katholische Ordenswesen wird noch einige Zeit brauchen, um sich von diesem schweren Schlage zu erholen.

Manche dänische Gutsbesitzer, die für den schlechten Lohn, den sie ihren Arbeitern geben, keine dänischen Arbeiter mehr finden können, lassen durch Agenten in anderen Ländern, Männern und Frauen anwerben, die dann wie Sklaven behandelt werden. Leben und Nahrung sind so schlecht, daß die Angeworbenen häufig zu erstarben versuchen. So waren vor einigen Tagen 18 polnische und deutsche Arbeiter von einem Gute auf Vaaland, wo sie sehr schlecht behandelt worden waren, geflohen und es war ihnen auch gelungen, Gießer zu erreichen, von wo sie mit dem Schiffe nach Warnemünde abgehen wollten. In Gießer wollte jedoch die Polizei die Leute zwingen, zurückzukehren, die Unglücklichen vertheibigten sich jedoch mit dem Wuthe der Verzweiflung und es entstand ein förmlicher Kampf, wobei auf beiden Seiten mehrere Personen verwundet wurden. Die armen Leute versuchten, das Schiff zu erreichen, wurden jedoch von den Aufsehern zurückgedrängt. Einige fielen ins Wasser, während es anderen gelang, wenn auch aus vielen Wunden blutend und mit zerrissenen Kleidern, das Schiff zu erreichen und an Bord zu kommen. Sechs Arbeiter wurden gezwungen, zurückzukehren. Mehrere Passagiere des Schiffes ergriffen die Partei der Arbeiter. Die Kopenhagener Presse sei mit großer Entrüstung auf die abschaulichen Scenen hin, die sich beim Schiffe abspielten und die doch in einem civilisierten Staate nicht vorkommen dürften. Hoffentlich nimmt sich der deutsche Gesandte am dänischen Hofe der Unglücklichen an.

Zu welchen Ausschreitungen die Streikbewegung in Belgien führt, erhellt aus einem Prozesse, der soeben vor dem Schwurgerichtshofe in Lüttich zur Verhandlung gelangt ist und mit der Beurtheilung des Führers eines Streikes, des Webers Croiset, zu lebenslänglicher Zwangsarbeit seinen Abschluß erhalten hat. Croiset hat in Dijon eine Arbeitervereinsorganisation, die mehrere Wochen währte. Als er durchsetzte, daß dieser Streik fortbauerte, nahmen drei Genossen die Arbeit wieder auf, weil sie über die Einmischung fremder Delegirten, sowie darüber ungehalten waren, daß ihre Gruppe in wenigen Stunden ihren Entschluß geändert hatte. Unter den drei Arbeitern befand sich ein gewisser Mawhin, der deshalb das Opfer Croisets werden sollte. Dieser kaufte einen Revolver unter dem Vorgeben, daß er für einen Freund bestimmt wäre, und bezog sich, nachdem er die Waffe geladen hatte, in die Werkstätte, in der Mawhin arbeitete. Dort verlangte er einen Bekannten namens Delsante zu sprechen, der denn auch erschien und von Croiset aufgefordert wurde, Wachholerbranntwein zu holen. Als Delsante dieser Aufforderung entsprochen hatte, holte er im Auftrage Croisets seinen Kameraden Mawhin, der sich sogleich bereit erklärte, mitzutrinken und dem Streikführer erklärte: „Ich will gern, wir wollen zusammen trinken, um Frieden zu schließen.“ In demselben Augenblicke ergriff Croiset den Revolver, drückte ab und traf Mawhin tödtlich ins Herz mit den Worten: „So, um Kameradschaft zu machen!“ Vor den Geschworenen in Lüttich bestritt der Weichenmörder, mit Ueberlegung gehandelt zu haben. Die Geschworenen schieden denn auch dieses Moment aus der Schulfrage aus, so daß Croiset nicht zum Tode verurtheilt werden konnte. Für die schroffen Gegensätze, die sich in Belgien in der Streikbewegung unter den Arbeitern selbst geltend machen, ist der Vorgang jedenfalls bezeichnend.

Belgrad. Die Regierung schiekt sechs Böglinge auf Staatskosten für 3 Jahre auf die Forstakademie in Tharandt.

Vaterländisches.

Wildsdruff. Zur Veruhigung! Vieles hat man gehört, im Parke (oberhalb des Schießhauses) sei, währenddem Schieße geschossen wird, daselbst ein gefährlicher Aufenthalt. Seitens der Schießgesellschaft sind nun Vorkehrungen getroffen worden, durch die es ganz unmöglich geworden ist, bei der Schuttmauer vorbei in den Parke zu schießen. Die sich daselbst befindlichen Schießblenden sind derartig verstärkt worden, daß eine Kugel mit doppelter Pulverladung aus dem am schärfsten schießenden Gewehre nicht durchschlägt. Im Uebrigen ist bei jedem Schießen mindestens ein Schießdeputationsmitglied anwesend und führt strenge Aufsicht, so daß die Gewehre mit aller Vorsicht gehandhabt werden. Bei größeren Schießen, wo sich Publikum auf der Vogelwiese aufhält, wird der Schießstand noch besonders mit Drahtgittern abgesperrt.

— In's Heu! Wenn's auch bei brennender Sonnenglut manchen Schweißtropfen kostet, das Heuen, ein lustiges Geschäft ist's doch auf grüner Wiese, bei dem auf dem Lande und in Kleinstädten sich munter die Jugend mit tummelt. Der Großstädter hat ja von einem Heufest, von dem kräftigen Duft frischen Heu's kaum noch eine Ahnung. Freilich mit Sorgen ist auch das Heuen verknüpft. Hat sich der Wiesenbestand unter

Königsschießen zu Wilsdruff.

Das diesjährige Königs-Scheibenschießen der Schützengesellschaft, verbunden mit Festauszug und Konzert auf der Schießwiese findet
Sonntag, den 30. Juni und Montag, den 1. Juli
 statt, wozu ein geehrtes hiesiges und auswärtiges Publikum hierdurch ganz ergebenst
 eingeladen wird.

Wilsdruff, am 19. Juni 1895.

Das Direktorium der Schützengesellschaft.

Leichte Sommer-Jackets

und

Wasch-Anzugs-Stoffe.

Bedruckt Satin und marineblau Drell, für Knabenblousen etc.,
 Meter 62, 80, 110 Pf.

Baumwoll. u. halblein. Sommerzwirn, gestreifte Façon u. carrirt,
 Meter 90, 100, 115,
 130 und 140 Pf.

Halbwollene Kammgarns, schwarz u. grau gemustert, Meter 160 Pf.

Halbwoll. Turntuch und Forstdrell, Meter 75, 105 u. 160 Pf.

Halbwoll. u. reinw. Turntuch, 130/140 cm breit,
 Meter 3,20, 4,00, 5,00
 und 7,00 M.

Bedruckt Moleskin, waschechte elsässer Fabrikate,
 Meter 75 und 100 Pf.

Weiss Satin, Diagonal u. Moleskin für Beinkleider,
 Meter 100, 110 u. 140 Pf.

Schwarze halb. Kammgarns u. Panamas, Meter 2,80,
 3,50 und
 4,20 M.

Herren-Joppen u. Jackets

aus Turntuch, Cassenet, Cöper-Lustre und schw. Panama, in 5 Grössen vorräthig,
 Stück von 2,25, 2,80, 4,00, 5,00 und 6,00 M.

Fertige Knaben-Anzüge

aus Turntuch, Cöper und baumwoll. Zwirn für das Alter von 6—14 Jahren, Stück
 2,50, 2,80, 3,20, 3,60, 4,00 bis 7,00 M.

Billigste feste Preise. Muster bereitwilligst und franko.

Robert Bernhard

Dresden, Freiburger-Platz 20.

Gewerbe-Verein.

Freundlicher Einladung zufolge, seitens des ge-
 ehrten Gesangsverein Anakreon, zu dessen Fahnenweihe nächsten
Sonntag, den 25. d. M., werden die geehrten Mitglieder
 nebst werthen Frauen gebeten, theilzunehmen!

Der Vorstand.

Achtung Schützen!

Zufolge freundlicher Einladung des Gesangsverein "Anakreon"
 werden die Kameraden gebeten, sich in Uniform ohne Ober-
 gewehr beim Kommandant Siegelt Sonntag, den 23. d. M.,
 nachmittags 1/2 3 Uhr zahlreich zu stellen.

Gasthof zu Groitzsch.

Sonntag zum letzten Mal
Große Karrousselbelustigung
 verbunden mit neuester Orgelmusik.
 Hochachtungsvoll G. Schebet.

Submission.

Kommenden Sonntag, den 25. Juni, Nachmittags
 2 Uhr soll im **Gasthofe zu Klipphausen** die Anfuhr
 von 25 Fuder Klorischlag aus dem Bruche beim Sommerfalle;
 Schütten von 46 Quab. Mr. Wegleine; Wasserfahren und
 Walzen der Steine unter den zuvor bekannt gemachten Be-
 dingungen an die Mindestfordernden vergeben werden.

Der Gemeinderath.

Pfarrgutsverpachtung.

Das Pfarrgut zu Sora bei Wilsdruff,
 28 Acker stark, ist von Michaelis 1895 ab
 zu verpachten.

Näheres zu erfahren bei den Pfarrer
 daselbst P. Große.



der Firma Th. Ritthausen, Wilsdruff.



Verkauf

Ein frischer Transport
 junger, der vorzüglichsten

Milchkühe,

hochtragend und mit Kälbern, sind
 wieder eingetroffen und stehen von
 heute ab zu ganz soliden Preisen
 in meiner Behausung zum

Robert Morgenstern,
 Wilsdruff.

Eine Henne mit 9 Schüppchen

(Bergkräher) ist zu verkaufen bei
 Wilhelmine verw. Starke.

Ein conc. Schankwirthschaft mit 14 Scheffel Feld, gleich
 am Grundstück, soll wegen Uebernahme des väterlichen Geschäfts
 sofort verkauft werden. Preis 22,500 M. Anzahlung 6000 M.
 Näheres zu erfahren bei **Julius Richter**, Dresdnerstr.

Eine Wirthschaft

mit 5 Acker Feld, 203 □ Ruthen, ist zu verkaufen in
 Grumbach Nr. 54.

Dienstsuchenden Personen,

als Knechte, Mägde, Pferdejungen, Arbeiter, werden jederzeit
 kostenfrei Stellen zugewiesen durch

Carl Heine,

Gefindevermittlungsgeschäftsstelle des Landwirthschaftl. Vereins.

3 Tischlergesellen

sucht Theodor Schubert.

Ein Logis

ist zu vermieten und per 1. Oktober zu beziehen.
 Dresdnerstraße 195.

Hierzu eine Beilage und die illustrierte
 landwirthschaftliche Beilage No. 12.

Beilage zu No. 72 des Wochenblattes für Wilsdruff etc.

Am Waldsumpf.

Roman von E. von Linden.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Kameel!“ rief Bauer, „sind Sie blind?“
„Beinahe, lieber Herr, Sie sehen, ich trage eine blaue Brille.“

„Das entschuldigt,“ sagte der Detektiv, mit Frankel weitergehend.

Der Mann mit der blauen Brille folgte ihnen wie ein Schatten. Als sie die nahe Ecke erreicht hatten, schüttelten sie sich die Hände, Bauer wünschte den besten Erfolg und fragte, ob er nicht lieber einen kleinen Korn noch bei ihm trinken wolle, was Frankel zornig ausschlug und weiter schritt, während der Schatten an dem Detektiv vorbeistrich und das Wort „richtig“ flüsterete, welches dieser mit einem pfeifenden Ton beantwortete. Bauer verschwand, erschien jedoch nach kaum zwei Minuten bereits wieder an der Seite seines Schattens. Beide glitten geräuschlos wie solche dahin, den Blick fest und unverwandt auf den in einiger Entfernung voranschreitenden Frankel geheftet.

Das Gewitter kam näher, schon blitzte es und grollend rollte der Donner hinterdrein.

Frankel schlug den Weg nach der Außenstadt ein und zwar denjenigen, welcher sich draußen seitwärts am Walde entlang befand, während eine chauffierte Straße nach einer Arbeiterkolonie, die zur Harber'schen Fabrik gehörte, hinführte.

Bauer hatte den dunklen Sommerüberzieher an, eine Mütze mit breitem Tuchschirm tief in die Stirn gezogen und sich durch einen starken grauen Vollbart so völlig umgewandelt, daß sein eigener Bruder ihn nicht hätte erkennen können. Seine scharfen Augen, in denen sich jetzt eine unbrüggliche Entschlossenheit spiegelte, schienen die Dunkelheit, welche nur zeitweise durch Blitze erhellt wurde, zu durchdringen, und den wie von Bersolgern vorwärts getriebenen Frankel gleichsam zu umspannen. Er kannte genau die Stelle, wo dieser den Wald zu betreten pflegte, obwohl ein behördliches Verbot dagegen existierte, das aber wenig Beachtung fand, da die Pennbrüder und noch sonstige, durch augenblickliche Noth dazu getriebene Leidensgenossen sich nur zu häufig in der warmen Jahreszeit ein freies Nachtlager bei Mutter Grün suchten.

Heute Nacht mochte es ihnen bei dem Gedanken daran wohl schon gruseln, da das Gewitter sich plötzlich in seiner ganzen Heftigkeit entlud, die Blitze unaufhörlich zuckten und der Donner dazu krachte, als wolle er die Erde spalten.

Der Detektiv wies seinem Begleiter flüsternd einen Platz an, wo er sich bis auf ein bestimmtes Zeichen lautlos verhalten sollte, während er selber geräuschlos weiter schritt, und sich nun, von einem dichten Gestrüpp verdeckt, dicht hinter Frankel be-

fand, welcher richtig an der von Bauer vorausgesehenen Stelle stehen geblieben war.

„Zum Kukud,“ hörte dieser ihn laut ausrufen, „bin ich denn zu spät gekommen? Sind Sie noch nicht da, Herr —“

„Still, keine Namen nennen,“ ertönte plötzlich eine andere Stimme so unmittelbar in Bauers Nähe, daß er nahe daran war, seine Fassung zu verlieren und unwillkürlich die kleine Signalpfeife an die Lippen brachte, weil er sich entdeckt glaubte. Dann athmete er erleichtert auf, da man ihn nicht bemerkt hatte.

„Ich habe die Empfindung, daß wir hier irgendwie belauscht werden könnten,“ fuhr die fremde Stimme, als gerade ein Donnereschlag verhallt war, vernehmbar fort, „und muß darauf bestehen, daß wir nach dem Waldsumpf und begeben, wohin sich um diese Zeit keine lebende Seele wagt.“

Und ich sagte Ihnen bereits, daß auch mich jetzt keine zehn Pferde dorthin bringen,“ erwiderte Frankel in sichtlich Erregung, „mich dünkt, es ist hier gerade schauerlich genug. Machen wir's also kurz.“

„Gut, so kurz denn als möglich. Hier ist der Kaufbrief, welcher Ihnen die Maschinenfabrik als Eigenthum zuspricht. Mein Notar hat ihn ausgefertigt und wird das Gerichtliche besorgen. Ueberzeugen Sie sich, ob ich Wort gehalten.“

Eine kleine Blendlaterne, welche der Sprecher jetzt hervorjog und deren Schein nur Frankels Gesicht, sowie ein Papier beleuchtete, das der Andere noch festhielt, ermöglichte die Durchsicht der Schrift.

„Na, Sie können's getrost loslassen,“ knurrte Frankel, „denn lesen muß ich's doch bis zum Schlusspunkt.“

„Wenn Sie dieses Papier eingelöst haben, eher nicht, mein Lieber! — Nun, sind Sie noch nicht zu Ende damit?“

Die Stimme klang seltsam ungeduldig und athemlos. Bauer beugte sich vor, seine Augen funkelten, sollte er den Mann, dessen Gesicht er selbst im Blitzstrahl nicht zu erkennen vermochte, nicht lieber gleich packen und unschädlich machen? Diesen Mann, der sich nicht vor dem Waldsumpf fürchtete?

„Die Sache ist richtig,“ sagte Frankel, „aber erst hergeben, und dann meine Zahlung.“

„Da, aber nun rasch, wo ist die Brieftasche? Her damit.“

„Sie liegt unter dem Kreuz im Waldsumpf, wenn's Tag wird, kommen Sie nur dorthin.“

„Ei, Du schlauer Betrüger!“ rief der Andere, „nun hol Dir morgen auch den Lohn —“

Ein furchtbarer Donnereschlag verschlang die weiteren Worte, zugleich aber auch einen Knall. Bauer piff seinem Begleiter und stürzte sich auf eine schwarze Gestalt, welche sich niederzubeugen schien. Hatte Frankel geschrien? War er vom Blitz erschlagen worden, da er ihn nicht mehr sehen konnte? Oder was konnte geschehen sein?

Der Detektiv dachte und handelte zugleich. Er mußte

den Anderen haben, der ihm ungleich wichtiger war. Aber dieser, der bei dem Piff emporgefahren war, sprang blitzschnell zurück, während im selben Augenblick ein Knall ertönte und eine Kugel an Bauers Kopf vorbeizischte.

„Wir müssen diesen Banditen haben,“ rief letzterer, außer sich vor Ingrimm.

Ja, wo war er geblieben? Das Gewitter hatte sich mit dem letzten Donnereschlag erschöpft, die drohenden Wolken verzogen sich rasch und es dämmerte bald wieder hell genug, um die freie Strecke bis zur Arbeiterkolonie überblicken zu können. Man sah nichts, hätte auch Schritte auf dem harten Boden hören müssen.

„Der Hallunke ist in den Wald gesprungen,“ murmelte Bauer mit einem unterdrückten Fluch, welcher zumeist seinem eigenen Zaudern galt. „Da hinein ihn zu verfolgen, wäre Selbstmord.“

Ein böhnisch-triumphirendes Lächeln bei dem Gedanken, daß der Flüchtling nach dem Waldsumpf eilen werde, um die Brieftasche zu holen, zuckte über sein Gesicht.

„Er wäre auch zu dumm gewesen, wenn er den Rettungsweg nicht erwählt hätte,“ meinte sein Begleiter etwas ironisch. „Es gehört schon ein Kesseltreiben dazu, ihn hier adzufangen, zumal in der Nacht und bei seiner Bewaffnung.“

„Sie haben ihn nicht erkannt?“ fragte Bauer kurz.

„Nein, dazu war es zu dunkel und außerdem mag er sich hinreichend verummumt haben. Aber — wollen wir nicht mal nach Frankel sehen?“

Bauer, dessen Gedanken beim Waldsumpf weilten, bückte sich zu dem regungslos am Boden Liegenden rasch nieder und hob seinen Kopf empor.

„Vielleicht ist er noch zu retten,“ meinte er, „der Blitz mag ihn nur betäubt haben. Rasch, tragen wir ihn hinüber nach einem jener Arbeiterhäuser, ich sehe dort noch Licht.“

„Dort wohnt der Monteur Willens, bei dem ist er auch am Besten aufgehoben.“

Ihn vorsichtig anfassend, trugen sie den Todten oder Bewußtlosen behutsam über den mit Bauschutt und Steinen mehrfach bedeckten und deshalb fast unwegsamen Platz, wo der Monteur, der sich soeben zur Ruhe begeben wollte, bereitwillig dem ihm nur zu wohlbekannten Frankel ein Unterkommen gewährte und sich auch sofort erbot, einen Arzt zu holen. Es war der Monteur von der Heimbölschen Fabrik, welcher von Hartmeier für die Sache seines ehemaligen unglücklichen Herrn gewonnen worden war. Intelligent und scharfblickend schien er den Zusammenhang, beziehungsweise die Verkleidung der Polizeibeamten zu wittern, denn als Bauer mit ihm vor die Thür trat, um in erklärlicher Unruhe die Gegend zu mustern, da flüsterete er: „Frankel war gegen Abend bei Herrn Harber, den

ich vor einer guten halben Stunde in wunderlicher Verummum-

mung hier vorüberstreifen sah. Ich erkannte ihn auf der Stelle."

"Folgten Sie ihm?" fragte Bauer leise, "ich denke, wir arbeiten zusammen, wie Hartmeier mir sagte."

"So habe ich's mir gleich gedacht. Natürlich folgte ich ihm, aber plötzlich, als das Gewitter losbrach, und es stockfinster wurde, kam er mir aus den Augen und dann mußte ich auch zu meiner Familie zurück."

Er eilte jetzt rasch fort, während der Detektiv finster nach dem Walde hinüberstarrte. Durfte er sich dort hineinwagen? — Den tollkühnen Muth besaß er wohl dazu, — aber wie sollte er von dieser Seite, da er keine Laterne gebrauchen durfte, den Weg nach dem Wald-Sumpf finden? — Wenn der Monteur zurückkehrte, war es sicher zu spät, den Verbrecher dort aufzufangen und ohne Licht würde auch jener sich nicht in das stockfinstere Walddickicht hineinwagen. O, wie jedes Zaudern auf Erden sich rächt!

Bauer kehrte mit diesem Stoßseufzer in die Stube zurück, um sich den Frankel aufmerksam bei Lichte anzusehen. Er öffnete ihm den Rock, während sein Begleiter leuchtete, knöpfte die Weste auf und deutete dann erregt auf einen breiten Blutstreck, welcher das Hemd mitten auf der Brust färbte.

"Das hat der Blitz nicht gethan," sagte er, "sondern die Kugel des Mörders, von welcher er auch mir eine auf den Pelz brennen wollte. — O, daß der mir just entwischen mußte. Wäre der Arzt nur erst hier."

Dieser erschien früher, als er gedacht, da Willens den Fabrik-Arzt gleich in der Stadt getroffen hatte. Nach einer genauen Untersuchung stellte er eine gefährliche Schußwunde fest, welche die Lunge durchbohrt und zweifellos edle Theile zerrissen hatte.

"Er ist also todt?" fragte Bauer mit einem unterdrückten Bittern in der Stimme.

"Ich fürchte es, werde aber natürlich, um den Tod festzustellen, die Wunde jetzt untersuchen. Vielleicht gelingt es mir, die Kugel herauszuziehen, bleibt er bei dieser Operation ruhig, dann ist er für immer ein stiller Mann."

"Könnten Sie ihn nur auf eine Viertelstunde in's Leben und zum Bewußtsein bringen, Herr Doktor," sagte Bauer fast flehend.

"Ich werde thun was menschenmöglich und meine ärztliche Pflicht ist, erwiderte der Arzt ruhig, "Ihnen liegt viel an seinem Leben?"

"Sehr viel, — die Ehre und das Glück einer Familie hängen davon ab."

Der Detektiv trat nach diesen Worten, wie von einem raschen Gedanken erfaßt, zu seinem Begleiter, und flüsterte ihm einige Worte zu.

"Wen meinen Sie, Herrn Harber?" fragte der Beamte erstaunt.

"Können Sie nicht verstehen?" fuhr Bauer ihn leise und ungeduldig an. "Sie sollen rasch nach dem Bahnhof und dort erforschen, ob dieser Herr abgereist ist und wohin? Wenn er nicht mit dem Elf Uhr-Zug fährt, dann warten Sie bis zum letzten Nachtzuge. Sie finden mich hier. Es ist schon dreiviertel

elf, aber der Bahnhof ja nicht sehr entfernt. Vielleicht reißt er in Verkleidung."

Der Mann eilte schweigend fort, er schien nicht sehr erbaut von diesem Auftrag zu sein, und noch viel weniger vom dem befehlenden Ton des Berliner Kollegen. Was konnte dieser mit dem reichen, angesehenen Herrn Harber nur vorhaben? Nun, das war seine Sache nicht, ärgerlich blieb's doch für einen Polizeibeamten dieser Stadt!

Witterweise operirte der Arzt, welcher ein sehr geschickter Chirurg war, mit der Sonde, — während Bauer die Gesichtszüge des unglücklichen Frankel mit gespannter Aufmerksamkeit beobachtete. Plötzlich verzerrte sich das starre Todtengesicht, ein Seufzer drang wie ein Hauch über die bläulichen Lippen.

"Er lebt noch, sehen Sie, Herr Doktor!" flüsterte jetzt Bauer erregt.

"Ja, die Sonde hat ihre Schuldigkeit gethan," erwiderte leise der Arzt, "mehr bleibt ihr auch nicht übrig. Sehen wir nun weiter, was zu machen ist. Sind Sie persönlich mit ihm bekannt?"

"Ja, doch muß ich, damit er mich erkennt, die Verkleidung ablegen. Erschrecken Sie nicht, Herr Doktor, ich bin ein Beamter der Kriminalpolizei aus Berlin und muß das Geständniß dieses Mannes haben, um einen noch größeren Verbrecher abzufangen zu können." (Fortf. folgt.)

Vermischtes.

* Ein verlassenes Dorf. Ofter (russisches Gouvernement Tschernigow), 10. Juni. Ein sonderbares, trauriges Bild gewährt der Anblick des Dorfes Jaminka im Osterschen Kreise. Wenn man alle diese Ruinen, diese eingestürzten Behnhütten mit ihren vernagelten Thüren und Fenstern und ihren weit offen stehenden Thoren sieht; wenn man von Zeit zu Zeit dieses klägliche Heulen eines hungernden, verwilderten Hundes hört, den sein Besitzer ohne jede Fürsorge zurückgelassen hat; wenn man hier und dort dem elenden, vergrämten Gesicht eines einsamen Einwohners begegnet, der sich durch die öden Dorfstraßen dahinschleicht, dann fragt man sich, hat hier die Pest oder der Feind gewüthet und die wehrlosen Dörfler vertrieben. . . .

Frägt man einen der wenigen Zurückgebliebenen um Erklärung, so antwortet er mit Wehmuth: "Alle sind ins neue Land fortgezogen!" Bei weiteren Nachfragen hört man, daß bisher das halbe Dorf ausgewandert ist, daß aber die Bewegung noch durchaus nicht sich gelegt hat. Die Bauern fahren in Partien von 15 bis 20 Familien ohne jede Erlaubniß ins westliche Sibirien, wohin schon Hunderte aus anderen Dörfern desselben Kreises ausbrechen wollten. Und nichts — kein Befehl, kein Circular, keine offizielle Abmahnung — kann diese anscheinend elementare Massenbewegung hemmen, die in den letzten Jahren unseren ganzen Kreis ergriffen hat.

* Ueber einen Schiffbrand berichtet die "Königsberger Allg. Ztg." nach der brieflichen Mittheilung eines Steuer-mannes aus Billau. "Wir befanden uns", schreibt er, "mit unserem Schiff auf der Liverpool-Golon-Progresso-Linie. Nach etwa neunzehntägiger glücklicher Fahrt kamen wir, St. Vincent backwärts liegend, in das Gebiet des Nord-Äquatorial-

stromes und des Nordost-Passats etwa auf den 22. Grad nördlicher Breite und den 81. Grad westlicher Länge von Greenwich. Ein scharfer Wind empfing uns hier und unser Schiff flog, mit vollen Segeln besetzt, mit dem Bug den Ocean pflügend, raschen Laufes dem Ziele unserer Reise zu. In der Nacht bemerkte die Deckwache am nächstlichen Horizont, vor dem Schiffe auftauchend, einen Lichtstrahl, der sich blitzartig in die Höhe und Breite ausdehnte. Der herbeigerufene Kapitän erklärte uns bald, daß dieses ein lichterloh brennendes Schiff weit vor uns sei. Wenn es so bei dem Winde bleibe, meinte der Kapitän, könnten wir nach etwa drei Stunden das brennende Wrack erreicht haben, würden aber keine andere Hilfe bringen können, als die vielleicht ins Meer gesprungene Mannschaft zu retten. Während wir noch dastanden, erscholl ein gräßliches Schreien und Stöhnen übers Wasser zu uns herüber, hierauf ein lusterschütternder Knall — dann wurde alles stille. Unwillkürlich legten wir alle unsere Hände zusammen, um den in die Luft gesprengten Schiffbrüchigen ein letztes: "Gott sei ihren armen Seelen gnädig!" nachzusenden. Gegen Morgen kündete ein Matrose ein Boot an, das vor dem Winde treibe. Freudig bewegt, wenigstens einige von den Verunglückten zu retten, hatten wir bald das Boot erreicht. Aber welch ein entsetzlicher Anblick bot sich da unseren Augen dar: Im Boote, das halb mit Wasser gefüllt war, kniete gebrochenen Auges eine Frau mit hier und da vollständig verbrannten Kleidern. Ihre Linke hielt noch krampfhaft die Ruderbank, während ihre Rechte ein Bäckchen von etwa 5 Jahren gefaßt hatte, damit es nicht versinke. Das Bäckchen lag mit dem Gesicht im Wasser während seine flachfarbigen Lötchen auf dem Wasser schwammen. Die beiden Matrosen, die sich noch im Boote befanden, waren am ganzen Körper mit Brandblasen bedeckt, und auch sie hatte der Tod erlöst. Wir konnten nur noch die traurige Pflicht erfüllen, die Todten in unser gemeinsames Seemannsgrab, die See, zu versenken. Die Mutter banden wir mit dem Kleinen zusammen. Das verbrannte Schiff, von dem nichts mehr zu sehen war, muß ein amerikanisches Petroleumschiff gewesen sein."

* Ein tragisches Unglück hat sich jüngst auf der Elbe gegenüber von Otterndorf zugetragen. Der Bootse auf dem nach Hamburg gehenden Schiff "Albis" hatte sich für kurze Zeit in seine Kajüte begeben, um zu frühstücken, und zwar weil es regnete, sonst hätte er seine Mahlzeit auf der Kommandobrücke gehalten. Er vertraute während seiner Abwesenheit die Führung des Schiffes dem ersten Steuermann an. Dieser hatte das Unglück, ein Brunsbüttler Boot mit drei Insassen, die dem Krabbenfang oblagen, anzurennen. Das Boot kenterte und einer von den Fischern ertrank. Ganz verwirrt über das von ihm angerichtete Unglück verließ der Steuermann, ein 27 Jahre alter hoffnungsvoller Seemann, seinen Posten und begab sich in seine Kabine. Als er nicht wieder zum Vorschein kam und der Kapitän die Thür verschlossen fand, ließ er sie sprengen. Der Steuermann lag in seinem Blute am Boden, ein Revolvergeschuß hatte seinem Leben ein Ende gemacht. Er war mit der Tochter seines Kapitäns verlobt, die sich ebenfalls an Bord befand.

Landwirtschaftliche Beilage

zum Wochenblatt für Wilsdruff.

Buchdruckerei von Martin Berger, Wilsdruff.

1895.

N 12.

Wilsdruff.

Inhalts-Verzeichnis: Die Dolchfichttaube (mit Abbildung). Die Champignonkultur in den Steinbrüchen von Paris, von Ernst Wendisch, Berlin. Aus dem Berichte über die Thätigkeit der landwirthschaftlichen Versuchsanstalt Darmstadt im Jahre 1894. Erblindung der Pferde. Kaiserfchnitt bei einer Sau. Gute Wirkungen der Distelfütterung. Ein neuer Zweig rentabler Vogelzucht, von Eugen Konrad, Karlsruhe. Zur Entenmast. Einiges über Rauchmaterial. Die Bienen können auch die Brutkammern verlassen. Ueber Schloslosigkeit. Gemeinnütziges Mittel gegen Ohrenschmerzen. Bei nassen Füßen die Strümpfe wechseln. Schweizerkartoffeln. Bäcker Marzipan. Zigarrenasche. Alte Schwammreste. Wann ist Krebse im Neßl. Mit Schimmelpilzen bedeckte Würste und Schinken. Briefkasten. Ernst und Scherz. Wiltdeutsch'sches Vollerlösel.

Die Dolchfichttaube

(Geotrygon cruentata, Phlegoanas cruenta, Columba cruenta, cruentata und luzonica, Caloenas luzonica).

Ihre Merkmale liegen in dem schwachen, auf dem Firste eingestülpten, vor der Spitze sanft aufgeworfenen, mit ziemlich großem Haken herabgebogenen Schnabel, den sehr langläufigen und verhältnismäßig kurzgehenden Füßen, dem mäßig langen, im Fittichtheile aber spitzigen Flügel, unter dessen Schwingen die dritte die längste ist, und dem verhältnismäßig langen, deutlich abgerundeten Schwanz. Stirn und Scheitel sind licht aschgrau, nach hinten dunkel werdend, Hinterkopf und Nacken violett, Hinterhals, Mantel, Unterflügel und Bürzel bleigrau, alle Federn breit kupferrot gerandet, unter einfallendem Lichte rötlichviolett, unter durchgehendem Lichte hingegen prachtvoll smaragdgrün schillernd, die kleinen Oberflügelbedeckern bis gegen die Wurzel, die großen Oberflügelbedeckern, die letzten Hand- und Schulterfeder an der Spitze aschgrau, an der Wurzel aber dunkel erdbräunlich, schwach violett überflogen, wodurch zwei gleich breite, hellgrau eingefasste Querbinden über die Flügel entstehen, Rinn und Kehle rein weiß, die übrigen Untertheile, mit Ausnahme eines Kropfschildes und der grauen Kropfsseiten, ganz rötlichgrau überflogen. Dieser Kropfschild, das bezeichnendste Merkmal der Taube, ist, obgleich er gewöhnlich länger erscheint, etwa doppelt so lang wie breit, in der Mitte lebhaft, von hier aus nach den Seiten hin abnehmend und sich lichtend, hell blutrot gefärbt. Die Schwingen sind dunkel erdbräunlich, außen schmal hellbraun, innen breit rotbraun gefärbt, die Steuerfedern aschgrau, durch ein breites, schwarzes Querband vor der Spitze geziert. Das Auge ist rotbraun, der Schnabel bräunlichschwarz, der Fuß schmutzig bläulichrot. Die Länge beträgt 26, die Fittichlänge 14, die Schwanzlänge 9 cm.



Dolchfichttaube (Geotrygon cruentata), 1/2 natürl. Größe.

erfahren habe, ist kurz zusammengestellt folgendes: Die Dolchfichttaube erweist sich in Haltung und Bewegung, Wesen und Gebaren als echte Erftaube. Da sie ihre Flügel etwas vom Leibe ab und das Gefieder lässig zu tragen pflegt, macht sie den Eindruck eines sehr gedungen gebauten Vogels. Sie geht leicht und mit großen Schritten

erlorene Täubin. Girrend oder ruckend und schmeichelnd kurz abgebrochen „tu tu tu“ lockend, umgibt er diese, treibt sie nach einer gewissen Stelle hin, betritt sie schlepplich und erntet nunmehr den Lohn seiner Zärtlichkeit dadurch, daß die begattete Täubin unmittelbar nach der Paarung in gleicher Weise um ihn herumläuft, wie er früher um sie. Zur Niststelle wählt sich das Paar stets einen Busch oder dürres Gezweige seines Gebauers. Die Täubin entscheidet sich für die betreffende Stelle; der Tauber aber treibt sie sodann beständig lockend dieser Stelle zu und beginnt Baustoffe herbeizutragen, die von ihr verbaut werden. Hierbei springt er ihr nicht selten auf den Rücken und reicht ihr von oben herab die aufgeflossenen Zweiglein oder Halme; sie ihrerseits aber breitet, sobald er naht, die Flügel ein wenig, um ihm einen festeren Standort zu bieten, und nimmt ihm die Keiser aus dem Schnabel, um sie an geeigneter Stelle anzubringen. Das Nest wird in der Regel fester und sauberer erbaut als das anderer Tauben. Die glatte Keiser bilden den Unterbau, Halme und Gräser die innere Auskleidung der wirklich vorhandenen, sogar ziemlich tiefen und mit einem mäßig hohen und breiten Rande umgebenen Restmulde. Nachdem die Täubin ihre beiden Eier gelegt hat, brütet sie sehr eifrig, während der Tauber seinerseits in unmittelbarer Nähe des Nestes, nicht selten auf dem Rande selbst zu sitzen pflegt, wohl auch dann und wann der Sattin Nahrung zuträgt und ihr diese in den Schnabel würgt. Am Brutgeschäft selbst beteiligt er sich ebenfalls, immer aber nur sehr wenig; denn die Täubin kehrt, wenn sie von ihm abgelöst wurde, sofort, nachdem sie sich gesättigt, wiederum zu dem Neste zurück. Je länger die Brutzeit währt, um so ungeduldiger zeigt sich der Tauber, und dies mag einer der Hauptgründe sein, daß die Eier nicht immer zeitig genug werden und die Jungen noch seltener auskommen.

Mit der vorstehenden, anziehend und fesselnd geschilderten Schilderung, welche einen hochinteressanten Einblick in das Natur- und Geistesleben der Tierwelt gewährt, bieten wir den Freunden der letzteren eine Leseprobe aus der jetzt vollständig vorliegenden dritten Auflage von „Dreißig Tierleben.“ Es ist das ein Werk, welches uns ein großartiges Naturbild liefert, erhaben, reizend und unerschöpflich bildend, und denen eine Duell ebler Genusses, welche sich des Besiges dieses wahren Hauschatzes erfreuen. Wie kein anderes naturwissenschaftliches Buch hat es die höchste Anerkennung der Wissenschaft und den Beifall der gesamten gebildeten Welt gefunden und ist in seiner großen Verbreitung in mehr als 120,000 Exemplaren wie in nicht weniger als neun Uebersetzungen von geradezu bahnbrechendem Einfluß auf die Volkstümlichkeit der Naturwissenschaften gewesen.

Landwirtschaft.

Die Champignonkultur in den Steinbrüchen von Paris.

Von Ernst Wendisch, Berlin.

Es ist ja schon viel über die Pariser Champignonzucht gesprochen und geschrieben worden, jedoch nur wenigen werden die Einzelheiten dieser bedeutungsvollen Kultur genauer bekannt sein oder doch nur vom Hörensagen, weil sie nicht hinabgestiegen sind in die in Paris verlassenen Steinbrüche des linken Seineufers, dorthin, wo die erregte Phantasie Schlupfwinkel von Räubern und Mördern vermutet. Es ist auch kaum möglich, ein vollständiges Bild zu entwerfen von der Großartigkeit der Champignonanlagen, wenn man nicht selbst die Gelegenheit, und ich möchte fast sagen, den Mut gehabt hat, diese Gärten der Unterwelt anzusehen. Auf unbehaglichen und gebrechlichen Leitern, wie in ein Bergwerk, steigt man ein, und selbst die Gelegenheit bietet sich nicht allzuleicht, denn jeder Züchter hütet sein Arbeitsfeld und sein Verfahren vor den Blicken der stets neugierigen Ausländer wie einen verborgenen Schatz, und es ist mindestens ein gutes Trinkgeld notwendig, um

und nicht bei jedem nach Taubenart mit dem Kopfe, fliegt aber auch rasch und auffallend gewandt, obgleich anscheinend mit etwas Anstrengung. Bei ruhigem Gange pflegt der Tauber den Hals so weit ein, daß der Schnabel gerade in die Mitte des Kropfschildes zu liegen kommt und von diesem fast verborgen wird. Ihre Nahrung sucht sie ausschließlich auf dem Boden und wirft dabei nach Art ihrer Verwandtschaft auf letzterem liegende Gegenstände, Blätter und dergleichen, auseinander. Außer der Brutzeit verhält sie sich still und giebt von der Lebhaftigkeit ihres Wesens nur dann Kunde, wenn irgend eine andere Taube oder ein ihr sonstwie verwünschter Vogel in ihre Nähe gebracht wird; solche, wie alle Käfiggenossen überhaupt, treibt sie zänklisch in die Flucht. Ganz anders gebärdet sie sich während der Brutzeit, die auch sie in hohem Grade zu erregen scheint. Jetzt vernimmt man fortwährend ihre halb girrende, halb ruckende, den Silben „turrurr“ etwa vergleichbare Stimme und sieht sie vom Morgen bis zum Abend fast ununterbrochen in Thätigkeit. Zärtlich der Täubin sich nahest, beugt der Tauber den Kopf tief hinab, stielzt den Schwanz, bläht den Hals auf und stößt nun sein schallendes „turrurr“ hervor. Zeigt sich ein anderer Tauber, insbesondere einer derselben Art, so beginnt er sofort mit ihm zu kämpfen und bedient sich dabei vorzugsweise seiner Flügel, mit welchen er so kräftige Schläge auszuheilen versteht, daß die Federn des Gegners davon fliegen, reißt auch wohl mit vorgehaltenem Schnabel stoßend auf den Nebenbuhler los und ruht und rastet nicht, bis er als Sieger aus dem Kampfe hervorgegangen oder besiegt worden ist. So unfreundlich er sich einem Nebenbuhler gegenüber gebärdet, so zärtlich benimmt er sich gegen die

In die Unterwelt steigen zu dürfen, ohne dabei auf besondere Erklärungen rechnen zu können.

Es sind die alten Carrières (Steinbrüche) von Paris, namentlich in der Umgebung von Argenteuil, Serres, St. Cloud, Meudon, Vitry etc., aus denen seit Jahrhunderten das Baumaterial für Paris und Umgebung zu Tage gefördert wurde, in denen jetzt die Kultur des Champignons betrieben wird.

Wenn nicht jeder Züchter nach eigenem Ermessen sein Gebiet abgrenzt, so wäre es möglich, in den Steinbrüchen mellenwette Spaziergänge zu unternehmen, ja sogar nach Wunsch in den oberen oder unteren Stockwerken, denn der Boden ist von Paris aus in weiten Entfernungen vollständig unterminiert, und fort und fort werden wieder neue Brüche angelegt. Ja, selbst da, wo man es vor Jahren nicht mehr der Mühe wert hielt, die Steine zu heben, fängt man heute, nachdem die Plätze in andere Hände übergegangen sind, von neuem an, Minen anzulegen und zu fördern.

Die Champignonzüchter sind meistens nur Pächter dieser Steinbrüche, und je nachdem die Lage derselben eine günstigere ist oder nicht, d. h. die Vorteile bietet, welche zu einem günstigen Resultate in der Zucht führen können, zahlt man mehr oder weniger ansehnliche Pachtsummen.

Der Eingang zu den Kulturräumen ist gewöhnlich ein senkrecht braunenartiges Loch von 2 bis 2 1/2 m Durchmesser, durch welches man auf einer Art Leiter hinab in die Tiefe steigt. Diese Leiter ist fast senkrecht an das Gestein angelehnt und nur oben und unten befestigt, so daß das Fahrzeug beim Hinab- und Heraufsteigen recht bedenklich schwankt.

Mist oder sonstige Materialien werden in Körben mit einer Winde gefördert. Die Tiefe dieser unterirdischen Gewölbe ist sehr verschieden, von 30 bis 150 m und noch darüber, man findet oft mehrere Stagen übereinander, die alle von einem Eingangslöcher aus zugänglich sind. Ueber dem Eingangslöcher ist stets ein kleiner, hölzerner Turm mit verschließbarer Thüre angebracht, einem Fabrikstein nicht unähnlich, dazu dienend, den Zutritt in den Gängen zu bewirken, aber auch Diebe abzuhalten.

Die Vorbereitungen zur Champignonzucht sind nun folgende: Frischer Pferdemist, vorzugsweise von Pferden aus schwerem Zuge und nur mit trockenem Futter ernährt, wird im Freien in nächster Nähe des Einganges zu Hausen von 1 m Höhe und beliebiger Ausdehnung aufgeschüttet und bei trockener Witterung alle 2 bis 3 Tage tüchtig begossen, von 8 zu 8 Tagen einmal umgehackt und damit fortgeführt, bis derselbe gleichmäßig ungefähr halb verfault ist. Dieser so zubereitete Dünger wird durch das Eingangslöcher in die Tiefe geworfen, um von dort in den Gängen, welche vom Eingange strahlenförmig nach allen Richtungen hin ausgehen, mit Karren verteilt zu werden; daselbst wird er zu 40 bis 60 cm breiten und ungefähr ebenso hohen (en dos d'âne, wie der Franzose sagt), an der Spitze noch ungefähr 10 cm breiten Hügeln an den Seiten der Gänge geformt und tüchtig festgeklopft. Je nach der Breite der Gänge, die von 1—3 m wechselt, werden auch in der Mitte der Gänge noch mehrere solcher Hügel angelegt und zwischen jeder Reihe nur ein Zwischenraum von 30 cm als Weg gelassen, denn der Platz muß so viel als möglich ausgenutzt werden. Nach Verlauf von 3—4 Wochen, sobald sich die Hügel, welche oft zu Hunderten aneinander gereiht sind, gleichmäßig erwärmt haben, beginnt das sogenannte „Spitzen“ der Hügel, d. h. es werden an beiden Seiten, ungefähr 15 cm vom Boden des Weges beginnend, in Abständen von 20—25 cm und bei zwei Reihen, wie das viele Züchter thun, im Verbände mit der Hand Löcher gemacht und in diese ihrer Größe entsprechend Champignonbrut hineingebracht. Die Spitze des Hügel wird unbenutzt gelassen, weil nichts darauf gedeiht. Wird nach 15—20 Tagen bemerkt, daß die Brut sich in dem Hügel gut verteilt hat, was man daran erkennt, daß derselbe hinlänglich mit weißen Pilzfäden durchzogen ist, dann werden diese Misthügel mit einer 2—3 cm dicken Erbschicht bedeckt und diese leicht, mager, fein gestiebt und frei von allen vegetabilischen Bestandteilen. Sollte es sich jedoch gezeigt haben, daß die Brut nicht genügend verteilt ist, so wird neue Brut eingebracht und mit dem Aufbringen der Erde wiederum 15—20 Tage gewartet.

Sobald die Erde nun aufgebracht ist, wird auf eine gleichmäßige Feuchtigkeit derselben gehalten, jedoch jedes Uebermaß ängstlich vermieden, es werden bei Trockenheit nur die Wege und die unteren Teile der Hügel leicht bespritzt. Die oberen Teile erhalten sich dadurch von selbst feucht. 14 Tage oder 3 Wochen nach dem Aufbringen der Erde erscheinen die jungen Champignons in Erbsengröße zuerst an den Stellen, wo die Brut hineingebracht, und nach und nach bedeckt sich die ganze Fläche damit, so daß die Hügel ein Aussehen bekommen, als wären unzählige große Erbsen darüber gestreut. Nach abermaligem Verlaufe von 14 Tagen beginnt die Ernte. Es werden bekanntlich nur immer die größten mit ihrer Wurzel ausgebrochen, nie abgeschnitten, weil die etwa zurückbleibenden Stümpfe die weitere Entwicklung der jungen Pilze verhindern, auch Fäulnis hervorrufen würden. Die Stellen, wo Champignons ausgebrochen worden sind, werden wieder mit Erde ausgefüllt, in Anbetracht der weiteren Nachkommen, da 2—3 Monate von derselben Anlage geerntet wird. Meistens jeden zweiten Tag nachmittags werden die größten

Pilze, bevor sich selbige öffnen, abgenommen, um am andern Morgen in aller Frühe per Wagen nach den Pariser Markthallen gebracht zu werden.

Es ist merkwürdig, wie viele Sorten Champignons man vorfindet. Es giebt ganz graue, dann wieder mehr oder weniger weißliche, kleine und große, auch mit langen und kurzen Stielen u. s. w., und jeder Züchter sucht sich die für seine Kundschaft passendsten Sorten heraus, kultiviert dieselben und hält sie möglichst rein von anderen. Am meisten wird eine Sorte mit kurzen, dicken Stielen gebaut, da sie sehr groß wird, ohne zu plazen, sie wird daher auch stets höher bezahlt.

Die Temperatur in den zur Champignonzucht benutzten unterirdischen Gewölben beträgt nie mehr wie 8—12 Grad. Die Hauptbedingung aber zur Erzielung eines guten Resultates bei der Kultur ist die Gleichmäßigkeit der Temperatur in den Gängen. Daher ist zu diesem Behufe an den Enden der längsten Gänge von der Erdoberfläche bis in die Tiefe ein Loch angebracht, welches zur Erzielung einer regelrechten Ventilation dient. Ueberhaupt weiß der Züchter diese eine Hauptbedingung geschickt durch allerlei Vorrichtungen zu erreichen, indem er entweder Gänge versperrt oder öffnet oder ein Kohlenfeuer in der Nähe oder direkt unter dem Eingange unterhält, wo durch die Wechselwirkung warmer und kalter Luft ebenfalls sein Vorhaben erleichtert wird u. s. w.

Ohne eine gleichmäßige Temperatur, sowie entsprechende Ventilation ist in den unterirdischen Gewölben eine Champignonzucht nicht möglich, daher giebt es auch Steinbrüche, welche nur im Sommer, und wieder solche, welche nur im Winter mit Vorteil benutzt werden können, je nachdem die Außentemperatur auf das Innere der Gewölbe verschieden einwirkt.

Ist die Ernte der Champignons vollständig beendet, so wird alles Material zu Tage geschafft und Vorbereitung zur neuen Kampagne getroffen. Zuerst wird die Erde von den Hügeln abgenommen und in unbenutzte Gänge geworfen, da es der Mühe nicht wert ist, dieselbe nach oben zu schaffen. Der Mist wird jedoch in die Höhe gewunden und das Rubikmeter zu 7 Franks sofort an die umliegenden Gemüsezüchter verkauft, welche zu ihren Kulturen den alten Champignonmist jedem anderen vorziehen. Nachdem beginnt eine sorgfältige Reinigung des Innern. Die Gänge, sowie Wände werden mit Schaufel und Besen gut abgekratzt und alle alten Mist- und Erdteile entfernt. Darauf wird das ganze Gestein mit Steinmehl gut beworfen, denn die Keimlichkeit ist ebenfalls ein wichtiger Punkt für einen guten Erfolg. Wird dieselbe nicht aufs pünktlichste gehandhabt, so kann der Ertrag einer ganzen Kampagne verloren gehen. Daß es genau genommen wird beweis, daß für das Abreißen der Hügel und Reinigen für das laufende Meter 2—2 1/2 Franks bezahlt werden. Allerdings ist diese Arbeit keine sehr angenehme, sie kann auch oft nur von kleinen Personen ausgeführt werden, denn die Höhe der Gewölbe beträgt manchmal nur 75 cm, stellenweise auch wieder 2 1/2 m und noch mehr.

Da in dieser Unterwelt eine ewige Finsternis herrscht, so werden zur Beleuchtung für die Arbeiter kleine Dellampen verwendet, welche auf einen kleinen Stock befestigt, in das Gestein resp. in Ritzen eingeklebt werden.

Es kommt zuweilen vor, daß Gänge vollständig einstürzen, oder daß Wasser eindringt, welches die Anlage vernichtet. Treten solche Unfälle ein, so ist der Besitzer gegenüber dem Pächter laut des mit ihm abgeschlossenen Kontraktes zum Schadenersatz verpflichtet, und es wird in der Regel das laufende Meter Champignon-Anlage mit 8 Franks abgeschätzt. Jedoch der höchste Ertrag ist nicht einmal die Hälfte des vorausgesetzlichen Ertrages, denn mit 8 Franks werden eben gewissermaßen nur die verlorenen Arbeitskosten gedeckt.

Es läßt sich annehmen, daß von den 4—500 Champignonzüchtern in der Umgebung von Paris durchschnittlich jeder für 2000 Fr. frischen Pferdemist zu seinen Kulturen verbraucht, welchen zum großen Teil die vereinigten Omnibus- und Tramway-Gesellschaft mit ihren mehr als 10,000 Pferden liefert.

Große Feinde der Champignons sind die Ratten, sie verzehren dieselben zwar nicht ganz, jedoch durch Benagen wachsen die Pilze nicht mehr weiter, auch durch das Umherpringen reißen sie viele kleine Pilze aus. Man befreit sich von diesen lästigen Tieren, welche oft genug den Arbeitern ihr Brot verschleppen, sogar den Docht der Dellampen verzehren, dadurch, daß man an verschiedenen Stellen Keller voll mit kleinen Stücken in Butter gebratenen Schwammes setzt und eine Schüssel Salzwasser dazu stellt. Der Schwamm wird als Lederbissen gierig verschlungen, quillt aber im Magen der Tiere auf; von Durst geplagt fallen sie nun über das Salzwasser her und verenden darum um soviel schneller.

Wer sich übrigens des näheren über die Champignonkultur, sowie über Vorkommen und Kultur anderer Pilzarten unterrichten will, den verweise ich auf die im Verlage von J. Neumann, Neudamm, erschienenen Bücher von E. Wendisch: Die Champignonkultur in ihrem ganzen Umfange. Die wertvollsten in den letzten Jahren in den Krebserreisen des In- und Auslandes gewonnenen Erfahrungen berücksichtigend, mit 56 Abbildungen, Preis 2 Mk. kartoniert, und E. Wendisch, Kräffeln und Morcheln. Beschreibung, natürliche und künstliche Gewinnung und Verwertung, mit 15 Abbildungen, Preis 1 Mk. 50 Pfg. kartoniert.

Aus dem Berichte über die Thätigkeit der landwirtschaftlichen Versuchstation Darmstadt im Jahre 1894.

Mit Bezug auf die so wichtige Frage des Ersatzes der Phosphorsäure schreibt die Station:

„Eine ganz besondere Aufmerksamkeit ist den Landwirten beim Anlauf von Thomaschlackenmehl anzuraten, indem der Phosphorsäure-Gehalt der einzelnen Mehle ungleich verschieden ist. Wird das Thomaschlackenmehl nach Analyse gekauft und nur derjenige Phosphorsäuregehalt bezahlt, welcher in demselben enthalten ist, so macht es ja nichts aus, ob die Waare etwa 20 pCt. Phosphorsäure oder nur 15 pCt. Phosphorsäure enthält. Leider aber wird in der Regel die Untersuchung unterlassen, und hat dies gar häufig zur Folge, daß die Händler einen höheren Gehalt ihrer Waare garantieren, als er ihnen selbst von den Mahlwerken berechnet worden ist; daß sie sich also auch einen dementsprechend höheren Preis bezahlen lassen. So ist z. B. mehrfach vorgekommen, daß Thomaschlackenmehle, die nicht 10 pCt. Phosphorsäure hatten, als 15-prozent. Waare verkauft worden sind. Vorsicht ist deshalb bringend nötig.

Aber auch vor verfälschten Thomaschlackenmehlen hat man sich dringend zu hüten.

Unter der Bezeichnung „Thomasmehl“ werden Mehle verkauft, die nicht aus gemahlener Thomaschlacke, sondern aus in Farbe und spezifischem Gewichte dem Thomasmehl täuschend ähnlichem mineralischen Rohphosphat bestehen, deren Düngewirkung gleich Null ist. Teilweise bestehen diese sog. „Thomasmehle“ aus belgischem Phosphat, dem man durch Zusatz von Kohlenstoff eine dem Thomasmehl ähnliche Färbung gegeben hat. Selbstverständlich sind auch diese künstlichen „Thomasmehle“ wirkungslos.

Jeder Landwirt sollte deshalb Thomasmehle nur aus zuverlässigen Quellen beziehen, vom Händler stets und ausdrücklich reines Thomaschlackenmehl fordern und die empfangene Waare nicht nur auf den Phosphorsäure- und Feinheitsgehalt, in irgend zweifelhaften Fällen auch auf Verfälschungen prüfen lassen.

Heute weiß man ferner, daß es nicht gleichgültig ist, aus welchem Eisenwerke die Thomaschlacke stammt. Versuche haben den Nachweis geliefert, daß Thomasmehle verschiedener Mahlwerke bei gleichem Phosphorsäuregehalt und gleichem Feinheitsgrade eine Wirkung von nur 80, 60, 50 und selbst nur 30 ergeben haben, wenn der Erfolg der bestwirkenden Thomaschlacke = 100 gesetzt wurde. So haben z. B. böhmische Schlackenmehle nur eine äußerst langsame Wirkung; nach den Versuchen haben sie nur den halben Wirkungswert von rheinischer Thomaschlacke. Ebenfalls giebt es in Deutschland Mahlwerke, die eine dem böhmischen Produkt an Geringwertigkeit gleichkommende Schlacke liefern. So kauften z. B. in diesem Frühjahr mehrere heftige Konsumvereine eine Thomaschlacke, deren Phosphorsäure nur zu 29 bis 37 pCt. zitronsäurehaltig war. Diese Thomaschlacke kam aus einem deutschen Mahlwerk und war zu demselben Preise gekauft, wie die Thomaschlacke der Rheinisch-Westfälischen und der Westdeutschen Thomasphosphatwerke. Düngungsversuche zu Hause ließen schon bald die äußerst geringe Wirkung dieser Thomaschlacke auf das deutlichste erkennen. Es erscheint deshalb dringend geboten, daß die Lieferanten von Thomaschlacke veranlaßt werden, außer einem bestimmten Gehalt an Feinmehl und Gesamt-Phosphorsäure auch einen bestimmten Löslichkeitsgrad ihrer Thomaschlacke anzugeben und bindende Garantie für denselben zu leisten; nur dadurch kann sich der Landwirt auch sicher vor verfälschter Thomaschlacke schützen.

Was endlich das sogenannte „präparierte Phosphatmehl“ betrifft, welches seit einiger Zeit in den Handel gebracht und den Landwirten als billiger Ersatz für Thomasmehl empfohlen wird, so mußte auf Grund genauer wissenschaftlicher Untersuchungen schon im vorigjährigen Berichte vor dessen Gebrauch gewarnt werden, da dasselbe um nichts besser ist, als alle übrigen für Düngungszwecke ungeeigneten mineralischen Rohphosphate. Heute nun liegen auch die Resultate von Düngungsversuchen vor, welche mit dem genannten Phosphatmehl zur Ausführung gebracht sind. Dieselben bestätigen vollständig die Ergebnisse der im vorigjährigen Jahre ausgeführten Versuche; nämlich, daß das präparierte Phosphatmehl — ein mit Kalk veretztes belgisches Rohphosphat — so gut wie wirkungslos ist, und deshalb vor dessen Ankauf und Verwendung nachdrücklich gewarnt werden muß.

Stehzucht.

Erblindung der Pferde.

Es ist die Frage noch nicht öffentlich angeregt, schreibt das „Landw. Zentralbl. f. d. Prov. Posen,“ daher auch noch nicht beantwortet und erörtert worden, welchen Ursachen die häufige Erblindung von Pferden zuzuschreiben ist. Es ist doch eine auffällige Erscheinung, daß, während man beim Rindvieh und anderen Haustieren selten Erblindungen konstatiert, höchstens bei Hunden insofern hohen Alters, dies beim Pferde sehr häufig vorkommt! Da nun jede Wirkung ihre Ursache hat, so muß man wohl auch logisch hier an eine solche denken. Häufig giebt man feuchten, finsternen Ställen die Schuld, obwohl es gewiß

Pferd
halten
erblin
auch
ander
Derje
ist, h
Str
das
schle
und
es g
Haltu
nämli
komm
Schul
„Bl
einle
will,
giebt
mom
gebra
zieme
und
sind
fortm
grabe
denen
herau
Sche
hinde
Laufr
schlot
Sche
mirle
der E
werd
Pfer
zu g
schen
das
zwar
durch
kann
eher
auf
schon
wird
Kun
leder
der
Gorn
nach
sein,
Dah
verw
ferne
leder
Man
war,
Sche
jung
diesel
Jron
antri
Zwe
nicht
des
noch
leder
aller
Sche
„Der
worf
wehe
Abn
Sau
beine
in d
unter
Fing
fest
Schn
herw
mitt
man
alsb
Kran
wied
gelne
ihre

Land-
stadt

Erzählung

Land-
paraten,
ble un-
tenmehl
vriäure-
macht
pöphor-
Leiber
n, und
einen
söhnen
das sie
ezahlen
omas-
en, als
st des-

ten hat

Mehle
ondern
asmehl
estehen,
estehen
t, dem
omas-
ändlich
nglos.
ar aus
d aus-
ie em-
e- und
ch auf

ig ist,
erische
ver-
alt und
30, 50
g der
So
äußerst
ir den
Eben-
dem
mende
biäre
war.
Nahl-
ie die
West-
ze zu
dieser
scheint
omas-
Behalt
n be-
geben
adurch
omas-

pphat-
el ge-
omas-
wissen-
erichte
e um
se un-
liegen
welche
bracht
e der
d, daß
sehtes
s ist,
nach-

reibt
auch
a Ur-
reiben
hrend
Er-
hohen
nun
auch
man
gewiß

Pferde giebt, die stets in trockenen, lichten Ställen gehalten wurden und doch auf einem oder gar beiden Augen erblindeten. Ein blindes Pferd ist wenig wert, wenn es auch im jährenen Juge vielleicht seinen Zweck erfüllt; etwas anderes ist es aber mit dem faktischen Werte desselben. Derjenige, in dessen Besitz das Pferd erst blind geworden ist, hat verloren, so gut, als wenn man das Geld auf der Straße verliert.

Bei blinden Pferden, welche nur im leichten Juge, das heißt zum Laufen verwendet werden, schaut es noch schlechter aus, besonders wenn das Pferd einspännig geht und vielleicht gar auf beiden Augen blind ist. Da bedarf es ganz besonderer Aufmerksamkeit des Reiters in der Haltung der Fäule. Um nun auf das angeregte Thema, nämlich die Ursachen der Erblindung der Pferde, zurückzukommen, glaube ich nicht fehlzugreifen, wenn ich die große Schuld der Erblindung den Scheulebern, den sogenannten „Blenden“ zuschreibe. Dies dürfte wohl auch dem Laien einleuchtend sein, obwohl ich damit keineswegs gesagt haben will, daß dies ausschließlich die Ursache sein müßte. Es giebt wohl Scheuleder, durch die das Auge des Pferdes momentan nicht leidet; das sind aber die neuen und wenig gebrauchten, welche so gut konstruiert sind, daß sie in geziemender Entfernung vom Auge des Pferdes absteigen und die Sehkraft des Auges nicht beeinträchtigen; viele sind aber, und zumeist die alten, so geformt, daß sie bei fortwährendem Gebrauche die Sehkraft des Pferdes untergraben müssen; denn nicht nur, daß man Pferde sieht, denen das Scheuleder so schlecht aussieht, daß sie kaum heraussehen können, sieht man wieder andere, welchen das Scheuleder fast am Auge anliegt und das Sehen behindert; auch sieht man wieder solche, welche während des Laufens des Pferdes fortwährend um das Auge herum-schlottern und dasselbe attackieren.

Es dürfte daher wohl einleuchtend sein, daß solche Scheuleder nur nachteilig auf das Auge des Pferdes einwirken müssen, und fragt man nach dem eigentlichen Zwecke der Scheuleder, so kann es wohl nur der sein, das Scheuleder der Pferde zu verhüten. Würde man aber das Pferd von Jugend auf daran gewöhnen, ohne Scheuleder zu gehen, so würde es ohne dieselben vielleicht seltener scheu werden oder erschrecken, als mit dem Scheuleder, das dem Pferde nur die Aussicht geradeaus gestattet und zwar manchmal, wie bereits erwähnt, sehr spärlich; denn durch die plötzliche Wendung des Kopfes nach seitwärts kann ein Pferd über einen ungewohnten Gegenstand viel eher erschrecken und scheu werden, als wenn es von Jugend auf daran gewöhnt ist, mit freiem Auge jeden Gegenstand schon von weitem wahrnehmen zu können. Jedenfalls wird das Auge des Pferdes mehr geschont, wenn es freie Aussicht hat, als wenn es in schlecht konstruierte Scheuleder gezwängt wird! Würde man z. B. einem Ochsen, der das ganze Jahr im Juge geht, alte, verbogene, außer Form gekommene Scheuleder aufhängen, dann dürfte wohl nach Jahren ebenfalls die Erblindung desselben die Folge sein, und bis heute hat man noch von blinden Ochsen gehört, wenn dieselben auch nicht so lange im Juge verwendet werden als das Pferd. Warum sind aber ferner nur die Zugpferde allein zum Tragen der Scheuleder deunntelt und nicht auch die Reitpferde?

Schon dieser Umstand fordert zum Nachdenken auf. Man bezeichnet heute vieles, was vor langen Jahren üblich war, als Jopf, warum könnte man nicht auch mit den Scheulebern aufhören? In erster Linie müßte damit bei jungen Pferden der Anfang gemacht werden, indem man dieselben ohne Scheuleder einfährt. Oder ist es nicht etwa Ironie, daß man selbst blinde Pferde mit Scheulebern antrifft? Bei diesen haben die Scheuleder wenigstens den Zweck, daß man die erloschenen Augen des armen Tieres nicht sieht; freilich verraten sich diese durch Vorstrecken des Kopfes.

Wir haben schon seit Jahren gegen diese große und noch dazu so ganz unnütze, ja verderbliche Sitte der Scheuleder gesprochen, und wo man sie entfernte, hat man die allerbesten Erfahrungen gemacht. Darum fort mit den Scheulebern!

Kaiserschnitt bei einer Sau.

Eine Sau hatte — so berichtet Tierarzt Teetz in der „Berl. tierärztl. Wchschr.“ — am Abend sechs Junge geworfen, zeigte jedoch am nächsten Morgen heftige Geburtswehen. Die Untersuchung des Geburtsweges ergab nichts Abnormes, aber auch kein vorliegendes Junges. Die Sau wurde auf die rechte Seite gelegt, Vorder- und Hinterbeine zusammengebunden und nach äußerlicher Desinfektion in der linken Flanke gegen von vorn oben nach hinten unten ein 15—20 Zentimeter langer Schnitt durch Haut, Fett und Muskeln gelegt und das Bauchfell mit dem Finger durchstoßen. Das eine noch in der Gebärmutter festzustellende Junges wurde durch einen 8 Zentimeter langen Schnitt in die betreffende Stelle des Gebärmutterhorns hervorgeholt; es war tot. Die Muskelwand der Gebärmutter wurde genäht, ebenso der Schnitt in der Körperwand durch eine Kopfnath verschlossen. Die Sau stand alsbald auf, nahm die lebenden Ferkel an, zeigte keine Krankheitserscheinungen und konnte fünf Wochen später wieder zum Eber gebracht werden.

Gute Wirkungen der Distelfütterung.

Der Distel ist zwar ein lästiges und von dem Einzelnen kaum zu beseitigendes Unkraut, allein sie hat auch ihre guten Seiten. In vielen Ländern ist es üblich, den

Pferden im Frühjahr so lange als möglich junge Disteln zu geben, die entweder gewaschen oder geschritten dem Oaser beigemischt oder auch, wie jedes andere Grünfutter, auf die Rausche gestreut werden. Trotz der Stacheln nehmen Pferde und auch Schweine die Disteln mit Begierde zu sich, deren Wurzeln reich an Zucker sind und den Tieren außerordentlich gut bekommen. Sie bewirken nämlich ein ganz gelindes Abführen und erhöhen den Glanz des Haares und damit auch das gute Aussehen der Tiere, woraus mit Recht eine Steigerung des Wohlbefindens gefolgert werden darf. Es wird diese Frühjahrskur der Pferde nicht bloß von einsichtigen Landwirten, sondern auch von den erfahrenen städtischen Pferdebesitzern, sowie von den Kavallerieoffizieren geschätzt, sodas in manchen Gegenden die ausgestochenen Disteln im Frühjahr ein begehrter Artikel sind. Der Landwirt pflegt deshalb seinen Leuten das Aussehen der Disteln bei trockener Witterung in den jungen Saaten gern zu gestatten. Wer die Distelfütterung noch nicht versucht hat, möge sie — so empfiehlt Herr Eislein in der „D. L. Pr.“ — einmal zu versuchen, und er wird sehen, daß seine Pferde ihm für seine Aufmerksamkeit sehr dankbar sein werden.

Geflügelzucht.

Ein neuer Zweig rentabler Vogelzucht.

Von Eugen Konrad, Karlsruhe.

Für die Vogelzucht, vom volkwirtschaftlichen Standpunkt aus betrachtet, kommt eigentlich nur die Kanarienzucht in Frage, und die Kanarienzüchter Deutschlands, vornehmlich solche, die die Zucht berufsmäßig und als Erwerb oder Gewerbe betreiben, sind momentan bestrebt, statisches Material zu sammeln, um gegenüber der Reichsregierung den Beweis von der volkwirtschaftlichen Bedeutung der Kanarienzucht zahlenmäßig zu erbringen. Der Zweck, der damit verfolgt wird, ist sehr naheliegend: es soll bei der Regierung das Interesse erweckt werden, den Bestrebungen der Züchter zur Förderung der Kanarienzucht gegenüber eine wohlwollende Stellung einzunehmen. Außer dieser berufsmäßigen Kanarienzucht kann die übrige Vogelzucht — Ausnahmen natürlich nicht ausgeschlossen — mehr oder minder, man kann auch sagen, in der Regel als Liebhaberei bezeichnet werden.

Ein Hauptzweig dieser Vogelzucht aus Liebhaberei ist die Zucht der Prachtvögel, Vögel, die mehr ihres buntsfarbigen Gefieders, als ihres Gesanges wegen gezüchtet werden. Neuerdings tritt auf diesem Gebiete eine Erscheinung auf, die als der Anfang einer Bewegung angesehen werden kann und mit der Zeit, wenn vielleicht auch nur langsam, eine Aenderung her — sagen wir jetzt — beliebigen Geschmacksrichtung herbeiführen dürfte. Vielleicht zum Besseren, jedenfalls aber nicht zum Nachteil. Diese Bestrebung, an deren Spitze erprobte Ornithologen stehen, ist darauf gerichtet, die Stubenvögel mehr ihres Gesanges als ihres Prachtgefieders wegen zu züchten und einzubürgern. Insbesondere wird hierbei auf die singenden, ausländischen Finkenvögel abgehoben, indem man von der sehr richtigen Ansicht ausgeht, daß der Wert eines Vogels sich bedeutend steigert, wenn er sich außer seinem Gefieder durch Gesang auszeichnet; dies trifft aber nur bei den echten Finkenvögeln zu. In Betracht gezogen werden in dieser Beziehung vornehmlich solche ausländische Finkenarten, die unseren einheimischen am nächsten stehen; es sind das die Girliche: der wilde Kanarienvogel, der ein kräftigerer Sänger ist als der Parzer, bei dem die echten Glodentöne durch die jetzige Methode langsam, aber sicher abgedöhlet werden; der Kapland-Kanarienvogel, der gelbbäuchige Girlich, der Mozambiquegirlich, der schwefelgelbe Girlich, der große, graue, weißstehliche Girlich, der Angulagänstling, der Rotmasken- oder Rosgirlich, der Grauedelfänger u. s. w., alles afrikanische Finkenarten, denen sich dann noch eine ganze Reihe amerikanischer Finkenvögel anschließen.

Es handelt sich bei all diesen singenden afrikanischen und amerikanischen Finkenvögeln in erster Linie um die Liebhaberei im Gegensatz zu der Industrie des Kanarienvogels. Eine Ausnahme macht der Grauedelfänger, der berufen erscheint, mit dem Kanarienvogel in Konkurrenz zu treten, was so viel sagen will, als hier eröffnet sich für die Vogelzüchter von Beruf die Aussicht, daß sich ein neuer Industriezweig entwickeln dürfte. Charakteristisch ist, daß schon jetzt Stimmen laut werden, die bringen davor warnen, die Zucht des Grauedelfängers so ausarten zu lassen, wie dies bei den Kanarien der Fall ist, deren Zucht jetzt leider — wie ein Züchter sich bezeichnend ausdrückte — „maschinenmäßig“ betrieben werde. Diese Warnung kann als die beste Empfehlung für den Vogel betrachtet werden.

Der Grauedelfänger zeichnet sich nicht durch sein Gefieder aus; es ist ein kleines unscheinbares Vögelschen, kleiner als der Kanarienvogel, äußerst sichtlich gefärbt, am Oberkörper grau und schwarz gestrichelt, an der Brust weiß. Im Gesang aber gebührt ihm die erste Stelle unter den Finken, darauf lassen schon die Namen, die er führt: Edelfänger, Tringilla musica, Chantour d'Afrique, schließen. Er wird bei uns seit Ende der sechziger Jahre eingeführt, hauptsächlich über die großen Häfen von Antwerpen, Marseille und Bordeaux. Er gedeiht, einmal ein-

gebürgert, sehr gut und sind auch schon recht gute Zuchtresultate erzielt worden. Es können nach Mitteilungen praktischer Züchter von einem Pärchen bis zu zehn Junge in einem Jahr großgezogen werden, allerdings ein Resultat, wie man es von Kanarien kaum besser erzielt. Das Geschlehen des Grauedelfängers ist sehr verschieden; einmal werden sie in großen Massen importiert, einmal weniger. Dieses Schwanken erklärt man sich daraus, daß der Vogel in seiner Heimat durch irgend welche Umstände genötigt wird, Wandersflüge zu unternehmen, auf denen er massenhaft eingefangen wird. Männchen und Weibchen sind genau gleich gezeichnet, irgend ein Merkmal für Erkennung der Geschlechter hat man bis jetzt noch nicht gefunden; das einzige Erkennungszeichen ist der Gesang. Das Freileben dieser Vögel ist noch wenig bekannt, doch ist erwiesen, daß er sich gut akklimatisiert und daß seine Zucht eine dankbare und lohnende ist. Es wird bereits in Ansehung gebracht, einen speziellen Klub für die Zucht der Grauedelfänger ins Leben zu rufen und von Vereinen Prämien anzubieten, um die Zucht dieser Vögel im Großen anzustreben und zu kultivieren.

Der Gesang des Grauedelfängers vermag einen entzückten Vogelfreund zu entzücken; der Schlag besteht aus mehreren Trillern und Strophen, die sich abwechselnd aneinanderreihen und melodisch und jubilerend vorgetragen werden. Besonders häufig erschallt er am Abend; ist der Sänger im Gesellschaftslage, dann läßt er seinen Gesang unregelmäßig erklingen, befindet er sich im Einzellage, so benimmt er sich wie der Kanarienvogel. Die jungen Männchen sind fleißige Studenten, schon früh in der Jugend, im Alter von vier Wochen, studieren sie sehr fleißig und mit vier Monaten sind sie fast ebenso vollendete Virtuosen des melodischen Gesanges, wie die Alten. Daß es auch unter den Grauedelfängern verschieden begabte Künstler giebt, wie bei allen anderen Vögeln, die singen, ist selbstverständlich. Es muß daher Aufgabe des Züchters sein, dahin zu streben, in die Lage zu kommen, unter den Männchen eine Auswahl zu treffen. Den Weg hierzu giebt die Kanarienzucht an. Die Züchter von Kanarien züchten sich einen Stamm heran, von dem sie dann mit Erfolg weiter züchten.

Einige Schwierigkeiten wird es aber haben, dieses Ziel zu erreichen. Die neu eingeführten Vögel sind sehr empfindlich, durch die Strapazen der monatelangen Reise, die einformige Fütterung mit Senegalkirsche, die schlechte Luft des Schiffsraumes und den Genuß von nicht immer reinem Wasser, in den meisten Fällen krank. Am häufigsten leiden sie an der Sepsis, einer der gefährlichsten Cholera- oder typhusartigen Schiffskrankheiten. Es erfordert große Sorgfalt, die Tierchen über die Folgen der großen Seereise hinweg zu bringen; ist das geglückt und hat sich der Vogel eingewöhnt, dann ist er ebenso ausdauernd als irgend eine unserer einheimischen Finkenarten. Die selbstgezüchteten Vögel, namentlich die Weibchen, haben einen ungleich höheren Wert als die frisch importierten, und es wird daher geraten, die Weibchen einer Zucht nicht zu verkaufen, sondern zur Weiterzucht zu behalten, weil sie kräftiger, widerstandsfähiger und weniger der Gefahr ausgesetzt sind, von der Legenot befallen zu werden. Durch Weimischen einer Prife Knochenmehl in das Weichfutter werden die Weibchen mit Erfolg vor Legenot geschützt. Erwähnt mag hier als Beispiel werden, daß ein Züchter bereits in der sechsten Generation von einem Weibchen züchtet, ein Faktum, das von den Züchtern wohl gewürdigt zu werden verdient.

Eine Zuchtperiode dauert im ganzen von Beginn des Nestbaues bis zum Selbständigwerden der Jungen 40—50 Tage. Das Weibchen legt jeden Tag ein Ei, im ganzen 3—4 blaßgrüne mit bräunlichen Strichen und Punkten. Am sechzehnten Tag schlüpfen die Jungen aus, die am 24. Tage vollständig selbständig sind. Es beginnt dann eine zweite, und ihr folgt eine dritte Brutperiode. Das Brutgeschäft besorgt das Weibchen allein, das Männchen begnügt sich damit, das Weibchen und später die Jungen zu füttern und mit seinem Gesang zu erfreuen. Eine Eigentümlichkeit dieser Vögel ist, daß ihr Geleben mit Streit, Zank und Hieben anfängt, ein Umstand, der schon manchen Züchter, der in der Kenntnis dieser Eigenart nicht ganz sicher war, in Schrecken und Aufregung versetzt hat. Ist diese Sturm- und Drangperiode vorüber, dann tritt die Liebe in ihr Recht und es beginnt ein einträchtiges Geleben; das Weibchen legt seinen Mutterpflichten mit ebenso großer Sorgfalt ob, wie das Männchen ein treuer, aufmerksamer, pflichtbewußter Gatte ist. Auch zur Vahardzucht ist der Grauedelfänger zu verwenden. Als Sonnenvögel lieben sie Licht und Sonne. Es wird daher empfohlen, ihre Käfige in Gesichtshöhe am Fenster an einer Stelle anzubringen, wo sie die Sonne zeitweise bescheint. Zugluft und Sonnenbrand sind die Vögel natürlich nicht auszuweichen. Ein Käfig von 50 Zentimeter im Geviert mit fester Decke und so weit entfernten, nicht zu dünnen Sitzstangen, daß der Vogel seine Flügel gebrauchen und auf der obersten Stange sich in die Höhe recken kann, genügt vollkommen. Bringt man noch zwei Nestkörbchen von 5 1/2 Zentimeter im Durchmesser im Käfig hoch oben und an der hellsten Seite an, so schreiten die Vögel auch in solchem Käfige schon zur Brut. Der Boden des Käfigs muß mit feinem, reinem Sand, Fluß- oder Bauand, bedeckt sein, so daß der Vogel ein Sandbad nehmen kann. Ferner sind ihm zerbröckelte Eierhäuten und zerhackte Scpienschale zu geben. Gefüttert werden die Grauedelfänger mit Ei, Vogelbiskuit, Ameiseneiern zc., als Beigabe wird Grün-

zeug, Salat, Vogelminze, Drabescantia zc. gegeben. Während der Brut braucht der Vogel kein Futter, doch vom 15. Tage nach dem Legen der ersten Eier soll ihm wieder gequellte, aber nicht nasse Hirse, zerhacktes hartgekochtes Hühnerfleisch, Vogelbiskuit, Oränes, frische oder gequellte Ameiseneier gegeben werden. Das Wasser ist stets überschlagen zu reichen.

Die vorstehenden Angaben sind nach Mitteilungen erfahrener Beobachter und Züchter von Girkigen zusammengestellt, beruhen somit auf praktischer Basis. Die Zukunft wird lehren, wie weit es der eingangs erwähnten Bestrebung gelingt, den Graubelstänger einzubürgern, ihn zum Stubengenosse zu machen, seine Zucht zu einer volkswirtschaftlichen Bedeutung zu bringen, wie es bei der Zucht des Kanarienvogels der Fall ist. (Südb. Bl. f. Gest.)

Zur Entenmast

gibt es kein besseres Mittel als Gerste. Man weicht dieselbe ein und läßt sie etwas quellen, dann wird sie in Häuten an einem warmen Orte aufgeschüttet, so daß sie zum Keimen kommt. Ist das geschehen, so trocknet man sie, um sie aufbewahren zu können. Noch besser ist es, wenn man täglich so viel in Wasser quellen läßt und zum Keimen aufschüttet, als man an einem Tage verfüttert. Die Enten werden in einen sauberen, gut mit Streu versehenen Stall gesetzt und ihnen die gekleinerte Gerste, nachdem man sie vorher wieder angefeuchtet hat, gereicht. Es muß dieses in kleinen Portionen geschehen, damit die Enten alles aufstreffen und nichts in den Trögen bleibt, dafür ist das Futter tagsüber desto öfter zu reichen. Der Erfolg ist sehr gut, in längstens 14 Tagen sind die Enten fett. Dasselbe Verfahren läßt sich natürlich auch für anderes Geflügel und namentlich für Gänse anwenden, es ist sogar in mancher Beziehung dem viel gebräuchlichen Nudeln vorzuziehen.

Bienenzucht.

Einiges über Rauchmaterial.

Der Rauch spielt in der Bienenzucht eine große Rolle und ist geradezu unentbehrlich, weil die Bienen ihre mühselig erworbenen Vorräte sich mit Recht nicht freiwillig nehmen lassen, sondern jeden Augenblick mit der Aufopferung ihres Lebens zu verteidigen bereit sind. Die Rauchpfeife oder ein anderer glimmender Körper muß als Pfeife dienen, um sich bei den Bienen in Respekt zu versetzen und den nötigen Gehorsam zu erzwingen. Greifen wir daher zu derselben, aber nicht um Rache für eine gerechtfertigte Verteidigung seitens der Bienen für ihr Eigentum zu nehmen, sondern um ihnen zu beweisen, daß unser Streben heute nicht mehr darauf hinausläuft, um sie unnütz zu quälen oder ihnen die mühsam errungenen Vorräte unbarbarisch zu entreißen, sondern daß wir im Gegenteil für ihr Wohl eben so gut, wie für unser eigenes zu sorgen befreit sind.

Da bei der Anwendung von Rauch auch nicht die Absicht vorliegt, die Bienen toll und krank machen zu wollen, sondern nur um sie einzuschüchtern, fähig und lenkbar zu machen, so kann es nicht einerlei sein, von welchem brennenden Körper der Rauch entwickelt und benutzt wird. Je weniger derselbe beraucht, desto leichter erreichen wir unsere Zwecke mit demselben bei irgend einer Operation am Bienenstock, weil dann die Bienen nicht die Befürchtung verlieren und willig dahin ziehen, wo die Rauchpfeife es ihnen befiehlt.

Am meisten wird der Tabakrauch bei den Bienen angewendet, obgleich er gerade derjenige ist, der auf die Bienen so berauschend einwirkt, daß ihnen alle Sinne vergehen und sie zuletzt nicht mehr wissen, wohin sie sich wenden sollen. Die zur Mode gewordene Sucht, einen die Luft verpestenden „Glimmstengel“ in die Munde zu führen, müssen nicht nur die armen Bienen schwer büßen, sondern auch diejenigen Bienenzüchter, welche dem Rauchen dieses Giftkrautes keinen Geschmack abzugewinnen vermögen, oder die Schädlichkeit desselben an ihren Bienen kennen gelernt haben und deshalb gelindere Räucherungsmittel anwenden, werden nicht selten verachtet. Durch den in Aufnahme gekommenen „Smoker“ wird jetzt statt Tabak viel Rauch aus faulem Holz, Torf u. dgl. verwendet. Hierdurch wird wohl weniger berauschender Rauch, weil nikotinfrei, erzeugt, aber wie viel weniger sind die sich dabei entwickelnden Kohlenstoffe den Bienen wie den Menschen schädlich, als das Nikotin des Tabaks? Zudem hat der Janker mit dem „Smoker“ nicht beide Hände zum Arbeiten frei, wie beim Gebrauch der Pfeife.

Da aber beim lange anhaltenden Gebrauche einer Pfeife „für Nichtraucher“ der Rauch des Tabaks auch lästig werden kann, so habe ich mich nach einem gesünderen und auch wohlfeileren Surrogate umgesehen und ein solches in den Blättern des Hufschmieds gefunden. Diese sind kühlender Natur; nicht hitzig und nervenreizend wie der Tabak und werden, wie Tabak getrocknet, geschnitten und in der Pfeife geraucht, von Lungen- und Brustleidenden verwendet.

In England soll dieses Heilmittel allgemein bekannt sein. Hartgekochte Tabakblätter mögen ja immerhin diesem Surrogat noch Tabak beimischen. Reine Rauchpfeife (für Nichtraucher) die ich und Viele seit vielen Jahren schon im Gebrauche habe, ist von Blech, fast mehr und

ist im Verhältnis zu ihrer Größe dennoch leichter als jede andere. Sie bricht nicht, liefert jeden Rauchbedarf und ist der bequemste aller Rauchapparate. R. Pfister.

Die Bienen können auch die Bruthennen erzeugen.

Beim Mähen einer Wiese im Juli v. J. fand ein französischer Bienenzüchter, Hr. Beaune, ein prächtiges Nest Feldhühner, vierzehn bereits schon angebrütete Eier fassend. Brutmaschine, auch Bruthenne besaß er nicht, was thun? In einer Bienenwohnung mit beweglichem Bau nach Abott's System hatte er einen im Mai gefassten Bienenschwarm untergebracht. Diese Wohnung bedeckte er auf, und breitete ein Blatt Watte auf die Nähnähen aus. Auf diese legte er dann die gefundenen Eier, bedeckte sie hierauf mit einem anderen Watteblatt und schüttete oben drauf noch Haferstroh. Nach 8 Tagen fand er 14 junge Feldhühner. Sie wurden dem künstlichen Brutneste entnommen, in eine mit Watte ausgestattete Schachtel gebracht und in die Nähe des Küchenfeuers gestellt, wo sie eine aus Ameiseneiern, gekochtem Eigelb und Brodkrummen zusammengesetzte Nahrung erhielten. So wurden sie aufgezogen. — Ist das nicht hübsch von den Bienen?

Hauswirtschaft.

Ueber Schlaflosigkeit entnehmen wir einem von Herrn Dr. med. Felsmann im 2. Breslauer Naturheilverein gehaltenen Vortrage folgendes: Als Ursachen der Schlaflosigkeit bezeichnete Redner vornehmlich die geistige und körperliche Ueberanstrengung, die einen gesunden festen Schlaf nicht zulasse. Aber auch die völlige Unthätigkeit eines Menschen führe natürlich zur Schlaflosigkeit. Gar viele Menschen, erklärte der Redner ferner, raubten sich ihren Nachtschlaf durch ein Mittagschlässchen, dem die meisten Menschen mehr aus Gewohnheit, als aus Bedürfnis huldigten. Nicht Langeweile soll zu einem Mittagschlummer treiben, nur der soll ihn pflegen, der des Vormittags seine Arbeit gethan und müde geworden ist. Eine weitere Ursache, wodurch der Mensch sich des nächtlichen Schlafes begiebt, ist der späte Genuß des Abendbrots, besonders der Genuß von Kaffee, Thee oder von allzu reichlichem Bier und Wein. Wer sich eines guten Schlafes erfreuen wolle, dürfe eigentlich nicht mehr als zwei Glas Bier trinken! Alle die Mittel, welche gegen Schlaflosigkeit angepriesen werden, wirken früh oder spät schädlich auf den Organismus, daher sollten sie vermieden werden. Als unschädliche, die Gesundheit fördernde Mittel empfiehlt Redner vor dem Schlafengehen Abwaschungen und Bäder, welche den Körper erfrischt. Auch Klystiere erwiesen sich als ein probates Mittel gegen die Schlaflosigkeit. Das Schlafzimmer müsse luftig sein. Ein Erwachsener erfordere 24 qm, ein Kind 12 qm Luft. Redner empfiehlt schließlich Muskelausübung durch gymnastische oder turnerische Freiübungen am Tage.

Gemeinnütziges Mittel gegen Ohrenschmerzen. Ein berühmter Ohrenarzt giebt folgendes Mittel gegen Ohrenschmerzen. Bei den ersten Anzeichen von Ohrenschmerzen lege sich der Patient auf das eine Ohr so, daß das schmerzende Ohr nach oben kommt, falte ein dickes Handtuch und lege es um den Hals; dann fülle man mit einem Theelöffel das schmerzende Ohr mit warmem Wasser an und fahre damit 15 oder 20 Minuten fort. Das Wasser fällt das Ohr und läuft über ins Handtuch. Nachdem dies geschehen, wende man den Kopf um, so daß das Wasser wieder ausläuft, verstopfe das Ohr mit warmem Glycerin und Baumwolle, dieses sollte jede Stunde wiederholt werden, bis die Schmerzen nachlassen, das Wasser soll gut warm, doch nicht zu heiß sein.

Bei nassen Füßen die Strümpfe wechseln! Wenn wir uns im Freien nasse Füße zugezogen haben, so beginnt, sobald wir in ein warmes Zimmer mit trockener Luft kommen, eine bedeutende Verbunstung. Wenn man an der Fußbekleidung nur ein wenig Wolle durchnäht hat, so erfordert das Wasser darin so viel Wärme zu seiner Verbunstung, daß man damit ein halbes Kilo Wasser von Null Grad zum Sieden erhitzen oder mehr als ein halbes Kilo Eis schmelzen könnte. So gleichgültig manche Menschen gegen durchnässte Füße sind, so sehr würden sie sich sträuben, wenn man ihre Füße zum Erhitzen einer der Verbunstungskälte entsprechenden Menge Eises verwenden wollte, und doch thun sie im Grunde ganz das Gleiche, wenn sie ein Wechsel der Fußbekleidung vermeiden.

Schweizerkartoffeln. Rohe Kartoffeln werden geschält, in Scheiben geschnitten und in eine Pfanne mit reichlich heißer Butter gelegt, mit Salz bestreut, mit Milch übergossen, in welcher man 4 Eier und $\frac{1}{2}$ Pfund geriebenen Schweizerkäse zerklöpft hat. Dies wird mit den Kartoffeln gut vermischt, die Pfanne zugebedt und der Kuchen über schwachem Feuer auf beiden Seiten schön braun gebacken.

Lübecker Marzipan. 1 Pfund Mandeln wird abgeschält, alles Fledige abgeschritten, mit Orangenblütenwasser so fein wie Mehl gestoßen und mit 1 Pfund durchgeseihtem Zucker über gelindem Feuer so lange gerührt, bis er nicht mehr an der Hand klebt. Dann rollt man die Masse aus mit Zucker und sticht Formchen aus oder macht kleine Figuren, Kringel zc. daraus.

Zigarrenasche sollte man niemals fortwerfen, denn sie ist nicht wertlos, wie gewöhnlich angenommen wird, sondern sie ist ein gutes Putzmittel für alle Metallgegenstände. Angelaufene Silber-, Messing-, Nickel- und Kupfersachen erhalten rasch ihren ursprünglichen Glanz wieder, wenn man ein weiches Flanellläppchen in die Zigarrenasche taucht und damit die Gegenstände tüchtig abreibt. Wenn Flecken auf den Nickel- und Kupferdingen haften, vermischt man die Asche mit einigen Tropfen Petroleum, daß ein dicker Brei entsteht, den man auf den Gegenstand streicht; ihn einige Minuten liegen läßt und dann auf den Sachen verreibt. Man spült sie mit lauwarmem Wasser ab und reibt sie mit weichem Luche trocken. Zigarrenasche beseitigt außerdem trefflich weiß, durch heiße Gegenstände entstandene Flecke auf polierten Möbeln: Auch zu diesen wird sie mit Petroleum breilig gerührte Aschenmasse auf die Flecke gebracht und einige Zeit darauf gelassen. Das spitze Ende eines Korbes wird an einem brennenden Lichte geschwärzt und mit diesem verholzten Pfropfen die mit der Asche bedeckten Stellen so lange gerieben, bis die weißen Flecke verschwunden sind. Mit einem Ledertuch und lauwarmem Wasser wäscht man die Asche ab, läßt die Stellen etwas abtrocknen und reibt sie zuletzt mit einem mit etwas Möbelstinkur befeuchteten Leinentuch und darauf mit Flanelltuch blank.

Alte Schwammreste sollte man stets sammeln, denn sie geben bei richtiger Bewertung noch einen guten Schwamm zum Fensterputzen. Man wäscht die Reste, wenn man genügend beisammen hat, mit Nix's Schwammreinigungspulver, das vorzüglich ist, füllt sie in ein aus dicker weißer Baumwolle gestricktes Säckchen, näht dies oben zu und oerficht es mit einem Aufhängel. Dieser Resterschwamm wird alsdann ganz wie ein vollständiger Schwamm benutzt.

Wann ist Kreide im Mehl? Um Mehl auf Kreidgehalt zu prüfen, schüttet man einen Kaffeelöffel voll Mehl in ein Probierglas, übergießt es mit der doppelten Menge Weingeist und fügt einige Tropfen verdünnte Salzsäure oder Salpetersäure dazu. Das Aufbrausen des Ganzen verrät den Kreidgehalt.

Mit Schimmelpilzen bedeckte Würste und Schinken können gründlich nur durch Abwaschen gereinigt werden. Man wäscht dieselben in lauwarmem Wasser mit einer scharfen Bürste, doch so, daß keine Spuren der Pilze zurückbleiben, und hängt hierauf die Ware in scharfem Luftzug zum Trocknen auf. Gut ist es, die Räume öfters mit arsenikfreiem Schwefel auszuräuchern, denn derselbe zerstört jede Pilzbildung.

Briefkasten.

Herrn G. N. in K. Die Tauben scheinen mit Käufen behaftet zu sein. Während die eigentlichen Käufe seltener sind und die Vögel weniger genießen, obwohl sie unausgesetzt zwischen ihren Federn sitzen bleiben und die Oberhaut denagen, sind die viel kleineren Käufe mehr nächtliche Tiere, welche sich vor andrenem Tag in nahe Schlafwinkel zurückziehen und bei einbrechender Nacht über die schlafenden Vögel in Scharen herfallen. Ihre Aufenthaltorte sind Ritzen und Spalten, aber auch die anstößenden Wände und Tapeten, wo sie oft in erstaunlicher Menge sitzen. Es giebt Stuben, Häuser und selbst Dreifaltigkeiten, wo sie ganz besonders aufstreten, und zumal Häuser, wo fast alle Zimmer tapetiert sind, bilden Dreifaltigkeiten, wo mitunter ganze Züchtungen junger Vögel von diesem Raubgefinde vernichtet werden. Sie sollen da über die Reiter mit jungen Vögeln unbarbarisch her, wodurch die Alten die Reiter zu verlassen genötigt werden und die Jungen durch Kälte und Berrauchslästigung umkommen. Solche Wände sind natürlich ganz frisch und sorgfältig zu künagen und mit Wasserglas gut zu überstreichen.

Herrn D. D. in W. Gewiß können Sie unter Umständen das ganze Jahr hindurch den Brutapparat arbeiten lassen. Sie müssen sich nur mit den entsprechenden Brutzeiten versehen.

Herrn K. Sch. in G. Schaffen Sie sich Plymouth-Rock an. Diese sind weicher, legen gut und sind sehr maßfähig.

Ernst und Scherz.

Treffende Antwort. A.: „Bitte, sagen Sie mir mal aufrichtig, was Sie wohl in meiner Lage thun würden?“ B.: „Sehr einfach, jedenfalls daselbe, was Sie eben gethan haben.“ A.: „Ja, was soll das heißen, was habe ich denn eben gethan?“ B.: „Nun, wenn ich genau in Ihrer Lage wäre, dann würde ich gewiß ebenso, wie Sie — einen andern fragen, was er in meiner Lage thun würde!“

Hausordnung. Hausfrau: „Anna, Ihr Liebhaber war gestern Abend wieder bis zehn Uhr bei Ihnen in der Küche! Das dulde ich nicht mehr!“ Köchin: „Ich hab' auch schon gedacht, ob wir nicht 'n bißchen früher essen könnten!“

Plattdeutsches Volksrätsel.

(Aus dem Lauenburgischen.)

Dei Köster un sien Schwester,
Dei Pastor un sien Fru,
Dei gängen dörch den Heier
Un sund'n en Bagelneft mit vier Eier,
Un jeder nahm en ut,
En bleiw doch in!

(Auflösung folgt in nächster Nummer.)

Auflösung des Plattdeutschen Volksrätsels aus voriger Nummer: „Eichel und Schwein.“